Deutsche Forschung

Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft

(Deutsche Gemeinschaft zur Erhaltung und Förderung der Forschung)

Heft 11



Bericht über die Mitgliederversammlung vom 15. bis 17. November 1929 in Hamburg

Verlag der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft

Für den Buchhandel durch Karl Siegismund Verlag Berlin

1930



Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen GmbH., Wittenberg (Bez. Halle)

Inhalt

Mitgliederversammlung
der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft
(Deutsche Forschungsgemeinschaft)
im Museum für Völkerkunde in Hamburg
am 15. und 16. November 1929

Tagesordnung

1. Organisationsänderungen.
2. Vorlage und Besprechung des Jahresberichtes.
3. Rechnungslegung und Entlastung des Präsidiums.
4. Neuwahl des Hauptausschusses und des Präsidiums.
5. Ergänzung der Fachausschüsse.
6. Einzelne Arbeiten und weitere Aufgaben der Notgemeinschaft.
7. Verschiedenes.

Anwesenheitsliste

Vorsitz: Staatsminister Dr. Schmidt-Ott

a) Von Reichsregierung und Landesregierungen:

Albrecht, Ministerialrat Dr., Braunschweig;
Bauer, Ministerialrat Dr., Stuttgart;
Donnevert, Ministerialrat Dr., Berlin;
Freytag, Gesandter, Berlin;
Leist, Ministerialrat Dr., Berlin;
v. Manteuffel, Ministerialrat, Berlin;
Mittelstraß, Prof. Dr., Karlsruhe;
Pellengahr, Ministerialdirektor, Berlin;
Stier, Oberregierungsrat Dr., Weimar;
v. Wrochem, Regierungsdirektor Dr., Hamburg.

b) Von der Notgemeinschaft:

1. Präsidium:

Schmidt-Ott, Staatsminister Dr., Berlin, Präsident;
v. Dyck, Geheimer Rat Prof. Dr., München, erster Vizepräsident;
Haber, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Berlin, zweiter Vizepräsident.

2. Hauptausschuß:

Aschoff, Geheimer Rat Prof. Dr., Freiburg;
Brandi, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Göttingen;
Rehbock, Geh. Oberbaurat Prof. Dr., Karlsruhe;
Salomonsohn, Dr., Berlin;
Schenck, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Rektor der Universität Münster i. W.;
Schreiber, Prälat Prof. Dr., Münster i. W.;
Schulze, F. W. Otto, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Danzig-Langfuhr;
Schwerd, Prof. Dr., Hannover;
Thilenius, Prof. Dr., Hamburg.

3. Vertreter der Akademien:

Le Blanc, Geh. Hofrat Prof. Dr., Sekretär der mathematisch-physischen Klasse, Leipzig;
Meyer, Ed., Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Berlin;
v. Schubert, Geheimer Rat Prof. D. Dr., Sekretär der philosophisch-historischen Klasse, Heidelberg;
Stille, Prof. Dr., Vorsitzender Sekretär, Göttingen;
Thiersch, Prof. Dr., Sekretär der philologisch-historischen Klasse, Göttingen.

4. Vertreter der Universitäten:

Appel, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Breslau;
Cassirer, Prof. Dr., Rektor der Universität Hamburg;
v. Dobschütz, Geh. Konf.-Rat Prof. D. Dr., Halle;
v. Drygalski, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., München;
Dürr, Prof. Dr., Rektor der Staatlichen Akademie Braunsberg;
Eißfeld, Prof. Dr., Rektor der Universität Halle a. d. S.;
Falke, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Rektor der Universität Leipzig;
Fischer, Prof. Dr., Rostock;
Fleischer, Prof. Dr., Rektor der Universität Erlangen;
Helm, Prof. Dr., Rektor der Universität Marburg;

Hennig, Prof. Dr., Rektor der Universität Tübingen;
Herzog, Prof. Dr., Gießen;
Honcamp, Prof. Dr., Rektor der Universität Rostock;
Hoops, Geheimer Rat Prof. Dr., Heidelberg;
Hosius, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Rektor der Universität Würzburg;
Juncker, Prof. Dr., Rektor der Universität Königsberg;
Keller, Prof. Dr., Münster i. W.;
v. Köhler, Exz., Prof. Dr., Tübingen;
Konen, Prof. Dr., Rektor der Universität Bonn;
Kossel, Prof. Dr., Rektor der Universität Kiel;
Krüger, Prof. Dr., Greifswald;
Meyer, Ed., Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Berlin;
Mitscherlich, Prof. Dr., Königsberg i. Pr.;
Platzhoff, Prof. Dr., Frankfurt a. M.;
Sauer, Prof. Dr., Freiburg i. B.;
Schenck, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Rektor der Universität Münster i. W.;
Schröder, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Göttingen;
Stählin, Geh. Reg.-Rat Prof. D. Dr., Erlangen;
Veit, Prof. Dr., Köln;
v. Zahn, Prof. Dr., Rektor der Universität Jena;
Zwick, Prof. Dr., Gießen.

5. Vertreter der Technischen Hochschulen:

Buchwald, Prof. Dr., Rektor der Technischen Hochschule Danzig-Langfuhr;
Dantscher, Prof. Dr., München;
Franke, Prof. Dr., Charlottenburg;
Grammel, Prof. Dr., Rektor der Technischen Hochschule Stuttgart;
Müller, E., Prof. Dr., Hannover;
Müller, Rich., Prof. Dr., Dresden;
Rau, H., Dr., Darmstadt;
Schmeidler, Prof. Dr., Breslau;
Schwemann, Geh. Bergrat Prof. Dr., Aachen;
Stock, Prof. Dr., Karlsruhe;
Tafel, Prof. Dr., Breslau;
Timerding, Prof. Dr., Braunschweig.

6. Vertreter der Tierärztlichen Hochschulen:
   Mießner, Prof. Dr., Rektor der Tierärztlichen Hochschule Hannover;
   Neumann-Kleinpaul, Prof. Dr., Berlin;
   Stang, Prof. Dr., Rektor der Tierärztlichen Hochschule Berlin.
7. Vertreter der Bergakademien:
   Kögler, Prof. Dr., Rektor der Bergakademie Freiberg i. Sa.;
   Valentiner, Prof. Dr., Clausthal i. H.
8. Vertreter der Landwirtschaftlichen Hochschulen:
   Brigl, Prof. Dr., Rektor der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim;
   Heimerle, Prof. Dr., Rektor der Landwirtschaftlichen Hochschule Bonn.
9. Vertreter der Forstlichen Hochschulen:
   Dengler, Prof. Dr., Eberswalde;
   Wedekind, Prof. Dr., Rektor der Forstlichen Hochschule Hannover-Münden.
10. Vertreter der Verbände:
   Rassow, Prof. Dr., Leipzig (Gesellsch. deutscher Naturforscher und Ärzte);
   Schmidt-Ott, Staatsminister Dr. (Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft), Berlin;
   de Thierry, Geh. Baurat Prof. Dr., Berlin (Deutscher Verband Technisch-Wissenschaftlicher Vereine).
11. Vorsitzende von Sonderausschüssen:
   Heymann, Geh. Justizrat Prof. Dr., Berlin.
   Krüß, Generaldirektor, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Berlin;
12. Vorsitzende von Fachausschüssen:
   Bieberbach, Prof. Dr., Berlin;
   Diehl, Geh. Hofrat Prof. Dr., Freiburg i. B.;
   v. Drygalski, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., München;
   v. Krehl, Geheimer Rat Prof. Dr., Heidelberg;
   Linck, Geh. Hofrat Prof. Dr., Jena;
   Maier, H., Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Berlin;
   Meinhof, Prof. Dr., Hamburg;
   Meyer, Ed., Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Berlin;
   Schmidt, Geh. Hofrat Prof. Dr., Würzburg.

13. Gäste:
 Glum, Generaldirektor der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft Dr., Berlin;
 Mendelssohn-Bartholdy, Prof. Dr., Hamburg;
 Morsbach, Oberregierungsrat Dr., Berlin.
 Thienemann, Prof. Dr., Plön (als Vortragender);
 Wegener, Prof. Dr., Graz (als Vortragender).
14. Beamte der Notgemeinschaft:
 Schwoerer, Geh. Oberreg.-Rat Dr., Stellvertreter des Präsidenten, Berlin;
 Siegismund, Geh. Hofrat, Kommerzienrat Dr., Berlin;
 Fehling, Dr., Berlin;
 Griewank, Dr., Berlin;
 Horst, Dr., Berlin;
 Jürgens, Bibliotheksrat Dr., Berlin;
 Stuchtey, Prof. Dr., Berlin;
 Wildhagen, Dr., Berlin.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott stattet einleitend der Hamburgischen Regierung, der Direktion des Völkerkundemuseums und allen Hamburger Instanzen den Dank der Notgemeinschaft für die Einladung ab. Er begrüßt besonders als Vertreter des Reichsministers des Innern Ministerialdirektor Pellengahr und Ministerialrat Dr. Donnevert, ferner die Vertreter der Länder, insbesondere Regierungsdirektor Dr. von Wrochem, endlich Prof. Dr. Thilenius. Der Vorsitzende macht sodann von folgendem Telegramm des Herrn Reichsministers des Innern Mitteilung:

> Zu meinem aufrichtigen Bedauern an der Teilnahme verhindert, sende ich der Hauptversammlung der Deutschen Notgemeinschaft meine herzlichen Grüße mit dem Danke für bisher geleistete Arbeit und verbinde damit die besten Wünsche für weitere erfolgreiche Tätigkeit der Notgemeinschaft im Interesse der deutschen Wissenschaft und des deutschen Wiederaufbaues.
>
> Reichsminister Severing.

Darauf gibt der Vorsitzende dem lebhaften Dank Ausdruck für alles, was der Minister und das Reich für die Notgemeinschaft getan haben,

und schlägt unter dem Beifall der Versammlung ein Huldigungstelegramm für den Herrn Reichspräsidenten sowie ein Danktelegramm an den Herrn Reichsminister des Innern vor, welche folgendermaßen lauten:

Telegramm an den Herrn Reichspräsidenten, Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Einig in dem Willen, deutsche Forschung und mit den Mitteln der Wissenschaft deutsches Volkstum und deutsche Wirtschaft zu stützen und zu stärken, begrüßt die Mitgliederversammlung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ehrerbietigst das Haupt des Reiches, in dem sich die Einheit deutschen Aufstrebens verkörpert.

Telegramm an den Reichsminister des Innern, Herrn Severing.

Das Fernsein des Herrn Reichsministers des Innern lebhaft bedauernd, empfindet die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in Erwiderung seines Grußes mit tiefem Dank die Anerkennung ihres bisherigen Wirkens und sein kraftvolles Eintreten für die Bewilligung der zur Fortführung ihres Werkes erforderlichen Mittel. Sie hegt die feste Zuversicht, daß die Freiheit ihrer Selbstverwaltung sich unter seiner Förderung zum Segen der deutschen Wissenschaft auswirken und nicht nur im Dienst am deutschen Volke, sondern auch zur Rückgewinnung seiner Stellung unter den Völkern als fruchtbringend erweisen möge.

Im Auftrage der Hauptversammlung der Notgemeinschaft

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott.

(Lebhafter Beifall.)

Fortfahrend bemerkt der Vorsitzende, daß die Notgemeinschaft ihre Mittel seit neun Jahren, soweit sie nicht von Privaten aufgebracht seien, durch das Extraordinarium des Reichsetats bekommen habe. Es sei Aussicht, daß die Mittel jetzt in das Ordinarium aufgenommen würden, und zwar unter Wiederherstellung der 8 Millionen. In diesem Zusammenhange seien die heutigen Verhandlungen zu verstehen. Die Notgemeinschaft habe den Wunsch gehabt, ehe diese Regelung getroffen

werde, sich mit der Reichsregierung und den maßgebenden Faktoren des Reiches auseinanderzusetzen, um künftig zu einer Gestaltung zu kommen, welche die Selbstverwaltung der Notgemeinschaft stütze und sie vor Anfechtung sichere.

Ministerialdirektor Pellengahr überbringt die Wünsche des Herrn Reichsministers des Innern sowie der Reichs- und Landesregierungen und fährt dann fort: Wer die Auseinandersetzungen der letzten Zeit über die Wissenschaftspolitik des Reiches und die Presseerörterungen über Organisation und Aufgaben der Notgemeinschaft verfolgt habe und dann die Tagesordnung der heutigen Mitgliederversammlung zur Hand nehme, könne vielleicht geneigt sein, in den vorliegenden organisatorischen Fragen das allein Entscheidende und allein Bedeutsame der Hamburger Tagung zu erblicken. Gewiß solle die grundsätzliche Bedeutung der unterbreiteten Vorschläge nicht unterschätzt werden, und er als Vertreter des in erster Linie zuständigen Reichsressorts stehe nicht an zu erklären, daß er die Durchführung der hier vorgeschlagenen Änderungen im Interesse möglichster Förderung der Arbeiten der Notgemeinschaft für außerordentlich wertvoll halte. Aber diese organisatorischen Fragen seien nur ein Ausschnitt aus dem Gesamtproblem, das die Beteiligten in den letzten Monaten so sehr beschäftigt habe. Wenn man dieses Problem in seiner Gesamtheit und in seiner ganzen Tragweite betrachte, so könne die Frage nur so lauten: Erfüllt die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft nach ihrem gesamten Aufbau und dem Ergebnis der von ihr geleisteten Arbeit die Voraussetzungen, um endgültig in das System der deutschen Wissenschaftsorganisation eingegliedert und dessen dauernder Bestandteil zu werden? Zu dieser Frage, die die Kernfrage sei, und auch bei Würdigung der kritischen Stimmen nicht aus dem Auge verloren werden dürfe, wolle er nur einige kurze Bemerkungen anführen. Der unerhörte Konkurrenzkampf, den die deutsche Wirtschaft und Kultur unter der Nachwirkung des Krieges im In- und Ausland führen müsse, die gewaltigen Aufgaben auf dem Gebiete der Volksgesundheit und des allgemeinen Volkswohls bedingten wirksamste Maßnahmen planwirtschaftlicher Art auch in der Wissenschaftsorganisation. Wesentliche Erfordernisse dieser Planwirtschaft seien: Unterhaltung einer zentralen wissenschaftlichen Institution mit der Aufgabe, alle für den Einsatz wissenschaftlicher Energien in Betracht kommenden Vorgänge im In- und Ausland genau zu beobachten und zu verfolgen, Konzentration größerer Mittel an dieser zentralen Stelle

zwecks Herbeiführung größtmöglicher Nutzeffekte, nicht zuletzt Entwicklung kollektiver Forschungsmethoden unter Anpassung an die jeweils dringendsten Bedürfnisse auf dem Gebiet der nationalen Wirtschaft und des allgemeinen Volkswohls, Sicherung eines geeigneten wissenschaftlichen Nachwuchses, um die durch die Not der Zeit leider entstandenen sehr fühlbaren Lücken auszufüllen. Unnötig sei es, zu sagen, welche Bedeutung einer solchen Organisation als Stützpunkt einer aktiven Reichskulturpolitik sowie für die Herstellung und Erhaltung eines ständigen Kontaktes deutscher Wissenschaftspflege mit dem Ausland zukomme. — Das seien die wesentlichen Gesichtspunkte, die für die Organisation und Zielsetzung der Notgemeinschaft maßgebend gewesen seien, Gesichtspunkte, nach denen sie ihre Arbeit geleistet und, wie er hinzusetzen möchte, mit großem Erfolge geleistet habe. Kein ernster Beurteiler der wirtschaftlichen und kulturellen Gesamtlage werde bezweifeln, daß die oben gekennzeichneten Verhältnisse noch auf lange Zeit hinaus richtunggebend auch für die Arbeitsmethoden auf wissenschaftsorganisatorischem Gebiet sein werden. Er freue sich, in dieser Hinsicht feststellen zu dürfen, und darin erblicke er gerade die leider viel zu oft übersehene positive Seite der bisher geübten Kritik, daß auch die kritischsten Stimmen in grundsätzlicher Bejahung dieser Auffassung die große nationale Bedeutung der der Notgemeinschaft gestellten Aufgabe und die Notwendigkeit einer dauernden und zweckmäßigen Eingliederung dieser Institution in den deutschen Wissenschaftsorganismus durchaus anerkennen. In Würdigung dieses Ergebnisses der bisherigen Entwicklung habe der Reichsminister des Innern nicht gezögert, auch in etatsrechtlicher Hinsicht die Folgerung aus dieser Auffassung zu ziehen, indem er die erforderlichen Haushaltmittel für die Notgemeinschaft künftig nicht mehr im Extraordinarium, sondern im Ordinarium des Reichshaushalts anfordern werde. (Bravo!) Er zweifle nicht, daß auch die Mitgliederversammlung in ihrer Stellungnahme zu den sie beschäftigenden organisatorischen Fragen sich diese grundsätzliche Auffassung zu eigen machen und damit den Schlußstrich unter eine Entwicklung setzen werde, auf die die Notgemeinschaft mit berechtigtem Stolz zurückblicken könne, und die ihr die Richtung für eine weitere erfolgverheißende Arbeit im Dienst des Volksganzen weise. — In den zurückliegenden Auseinandersetzungen sei auch die Frage der Stellung des Reichs zur Notgemeinschaft berührt worden. Auch hierzu wolle er einige grundsätzliche Ausführungen machen. Es sei bekannt,

daß die zur Durchführung der Aufgaben der Notgemeinschaft erforderlichen Mittel im wesentlichen vom Reich zur Verfügung gestellt werden. Das bedinge eine erhöhte Verantwortung des Reichs für die zweckmäßige Verwendung dieser Mittel, insbesondere auch dem Parlament gegenüber. Man habe in der Öffentlichkeit dem Reiche den Vorwurf gemacht, daß es in dieser Hinsicht nicht für ausreichende Sicherungsmaßnahmen gegenüber der Notgemeinschaft gesorgt habe. Er wolle zu dieser Frage, die ja in den Verhandlungen des Parlaments ausreichend erörtert worden sei, hier nicht im einzelnen Stellung nehmen, sondern sich nur auf den Hinweis beschränken, daß das Reichsministerium des Innern — ganz abgesehen von der ständigen Beteiligung seiner Vertreter an den entscheidenden Verhandlungen und Beschlüssen der Notgemeinschaft — schon bisher ein Vetorecht besessen und ausgeübt habe. Dieses Vetorecht gebe dem Reich die Möglichkeit, in Fällen, in denen wichtige Interessen des Reichs berührt werden, diesen Interessen die erforderliche Geltung zu schaffen. Er dürfe aber hinzufügen, daß er dieses Vetorecht nur als eine Ultima ratio betrachte, indem er nicht bezweifle, daß es, wie bisher, so auch künftig gelingen werde, durch vertrauensvolle Zusammenarbeit der Vertreter des Reiches mit den Organen der Notgemeinschaft eine Übereinstimmung der Ansichten in den grundsätzlichen Fragen herbeizuführen. Darüber hinaus werde dem Reichsminister des Innern in den revidierten Satzungen das Recht der Berufung eines Teils der Mitglieder des Hauptausschusses eingeräumt. Es genüge, auf die Vorgänge bei anderen wissenschaftlichen Selbstverwaltungen hinzuweisen, um darzutun, daß diese Maßnahme keinen Eingriff in die Rechte der Selbstverwaltung bedeute, sondern lediglich als ein Ausfluß staatlichen Aufsichtsrechts zu betrachten sei. Ganz allgemein möchte er hieran die Bemerkung knüpfen, daß die Verhandlungen, die hierüber mit der Notgemeinschaft gepflogen seien, das ernste Bestreben aller beteiligten Stellen erkennen ließen, die Synthese zu finden zwischen den berechtigten Interessen der Selbstverwaltung und den Erfordernissen staatlicher Aufsicht und ministerieller Verantwortlichkeit. — Es bedürfe keiner näheren Ausführung, daß die Arbeit der Notgemeinschaft nur dann erfolgreich sein könne, wenn sie getragen sei nicht nur von dem vollen Vertrauen der von ihr repräsentierten wissenschaftlichen Körperschaften, sondern sich auch gefördert sehe durch die bereitwillige Mitarbeit der Unterrichtsverwaltungen der Länder. Er freue sich, aussprechen zu können, daß auch die Besprechungen, die über

das harmonische Zusammenwirken aller an den Aufgaben der Notgemeinschaft beteiligten amtlichen Stellen gepflogen seien, eine weitgehende Übereinstimmung der Auffassungen ergeben hätte. — Die Notgemeinschaft habe es immer als ein wesentliches Prinzip ihrer Arbeit betrachtet, allen Disziplinen der Wissenschaft ohne Unterschied und in gleicher Weise zu dienen. Lediglich von sachlich-wissenschaftlichen Gesichtspunkten habe sie sich bei der Bearbeitung der an sie herantretenden Aufgaben leiten lassen. Die Unparteilichkeit und Unvoreingenommenheit allen Anträgen gegenüber, mochten sie sich auf das naturwissenschaftliche, das philosophische, das theologische oder ein sonstiges Wissenschaftsgebiet beziehen, habe ihr nicht zuletzt das Vertrauen eingetragen, dessen sie sich in allen Kreisen der Wissenschaft erfreuen dürfe. Er zweifle nicht daran, daß die Notgemeinschaft diesen Weg unbeirrt weitergehen wird. Und noch ein zweites sei hervorzuheben. Organisieren bedeute viel, in Deutschland vielleicht zu viel. Aber was nutze alle Organisation, wenn es an lebendigem Inhalt fehle, an dem Geist, der die Herzen entflammt und die Arbeit adelt! Dieser Geist uneigennütziger, opferbereiter und entsagungsvoller Hingabe an das gemeinsame Werk sei von jeher das besondere Kennzeichen aller Arbeit der Notgemeinschaft gewesen, von der Spitze, ihrem hochverehrten Präsidenten, bis zum letzten Assistenten. Nur aus solchem Geist heraus seien Ergebnisse erzielt worden, von denen die Berichte der Notgemeinschaft Kunde geben, habe die Notgemeinschaft selbst in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens die überragende Stellung gewonnen, die sie heute in den Augen der wissenschaftlichen Welt des In- und Auslandes behaupte. Möge dieser Geist auch die weitere Arbeit der Notgemeinschaft mit starkem Leben erfüllen und reiche Früchte zeitigen zum Segen deutscher Wissenschaft und Forschung und zum Heil des ganzen Volkes! (Anhaltender Beifall.)

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott dankt Herrn Ministerialdirektor Pellengahr für seine Worte und die Gesinnung, in welcher die Reichsverwaltung der Notgemeinschaft gegenübertrete, und in der sie die neuen Entwürfe aufzufassen wünsche. In der ganzen Arbeit der Notgemeinschaft sei nie ein Gegensatz zwischen Regierung und Notgemeinschaft zutage getreten, vor allem dank der Beratung durch Ministerialdirektor Pellengahr und Ministerialrat Donnevert, denen der Vorsitzende herzlich dankt.

Vor Eintritt in die Tagesordnung wird Bibliotheksrat Dr. Jürgens satzungsgemäß zum Protokollführer gewählt.

Organisationsfragen

Geheimrat Prof. Dr. von Müller berichtet in Vertretung des Vorsitzenden des Hauptausschusses, Exzellenz von Harnack: Unter den Mitgliedern des Hauptausschusses habe sich in steigendem Maße der Wunsch herausgebildet, an den Geschäften der Notgemeinschaft in aktiverer Weise teilzunehmen, Einsicht zu nehmen in den Etat und die Verwaltung der Gelder und mitzuwirken an den weiteren Plänen. Dieser Wunsch entspringe nicht etwa einem Mißtrauen gegenüber dem verehrten Gründer und Leiter der Notgemeinschaft, ihrem Präsidenten, dem in erster Linie das Vertrauen gelte, das in allen wissenschaftlich arbeitenden Kreisen der Notgemeinschaft entgegengebracht werde. Die Notgemeinschaft brauche eine kraftvolle, zielbewußte Persönlichkeit an der Spitze ihrer Organisation. Der Hauptausschuß habe nicht die Absicht, die Befugnisse des Präsidenten zu beschränken, er wolle aber an seiner Arbeit teilnehmen und die Verantwortung mit übernehmen und sich gegenüber etwaigen Vorwürfen vor den Präsidenten stellen. Der bisherige Hauptausschuß, der einschließlich der Parlamentarier 26 Mitglieder umfasse, sei zu unbeweglich. Dem Vorschlag aus dem Hauptausschuß, eine engere Kommission von 5 Vertrauensmännern zu wichtigen Verhandlungen des Präsidiums zu entsenden, stehe das Bedenken entgegen, daß eine weitere Instanz geschaffen würde. Der jetzige Vorschlag gehe dahin, anstatt dessen den Hauptausschuß durch eine Reduktion auf 10 gewählte Mitglieder zu aktivieren, zu denen 5 vom Reichsminister des Innern zu ernennende Mitglieder kämen, andererseits auch das Präsidium um 1 Mitglied zu vergrößern. — Da die Amtsdauer sowohl des Präsidiums als auch des Hauptausschusses im Frühjahr 1930 abgelaufen sein würde, sei eine Neuwahl notwendig. Die Wichtigkeit dieser Wahl erhelle aus den Angriffen in Presse und Parlament, welche letzten Endes dahin zielten, die vom Reich gewährten Gelder der Notgemeinschaft nach bekanntem Schlüssel auf die Einzelstaaten zu verteilen. Solchen Ansprüchen gegenüber müsse die Notgemeinschaft ihre Unabhängigkeit aufrechterhalten, die darin bestehe, daß die aus freier Wahl hervorgegangenen Fachausschüsse die einlaufenden Anträge gewissenhaft prüfen und zusammen mit dem Präsidium über ihre Bewilligung oder Zurückweisung entscheiden. Den Mitgliedern der Fachausschüsse könne nicht genügend gedankt werden für ihre aufopferungsvolle, ehrenamtliche Arbeit an diesem Werk. Die Angriffe der Presse richteten sich aber auch gegen das

Reichsministerium und forderten stärkere Kritik an den Geschäften durch das Ministerium. Diesem Wunsche der Presse und des Reichstages habe sich der Reichsinnenminister nicht ganz entziehen können, und die Schaffung eines Aufsichtsorganes, aus Parlamentariern und Vertrauensmännern des Ministers bestehend, habe nahegelegen. Es sei zu begrüßen, daß demgegenüber der neue Vorschlag die Unabhängigkeit der Notgemeinschaft wahre, da er den Wünschen beider Seiten entspreche.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott betont, daß der Ausgangspunkt dieser Verhandlungen in der positiven Einstellung des Herrn Reichsministers selbst zu der Notgemeinschaft und seiner Absicht gelegen habe, der Notgemeinschaft die 8 Millionen wieder und, wenn möglich, mehr zu verschaffen. Durch eine Abstufung der Verantwortlichkeiten, welche auch in getrenntem Vorsitz für Präsidium und Hauptausschuß zur Geltung komme, hoffe man, einer übelwollenden Beurteilung entgegentreten zu können. Auch die Ernennung der fünf Reichsvertreter im Hauptausschuß dürfe nur mit neuem Vertrauen auf die Mitarbeit des Reiches erfüllen. Das Reich habe sein Vetorecht bisher nur in einem einzigen bescheidenen Fall ausgeübt.

Der Vorsitzende bedauert sodann, daß es nicht möglich gewesen sei, die Hochschulen, die Akademien und die der Notgemeinschaft angeschlossenen Verbände früher von den Einzelheiten der vorgeschlagenen Änderungen in Kenntnis zu setzen und um ihr Einverständnis zu werben. Die Beratungen hätten sich aber bis in die letzten Tage hingezogen und eigneten sich bei der Fülle der persönlichen Rücksichten nur zu mündlicher Aussprache.

Der Vorsitzende verweist sodann auf den den Mitgliedern im Druck vorgelegten Vorschlag der Satzungsänderung, sowie auf die Richtlinien über das Verhältnis zwischen Reich und Notgemeinschaft, welche nur bestehende Übungen festlege. Aus Initiative der Notgemeinschaft heraus sei die auch im Druck ausgehändigte Geschäftsordnung entstanden, welche gegenüber dem bisherigen Zustande allein den Hauptausschuß stärker betone. Wichtig sei die Frage der Namensänderung. Wenn diese auch nicht seinem innersten Empfinden entspreche, so müsse man Rücksicht nehmen auf die Meinung, daß aus dem bisherigen Namen Mißverständnisse im Reichstag entstanden seien. Man habe den längeren Namen gewählt „Deutsche Gemeinschaft zur Erhaltung und Förderung der Forschung“ mit den in Klammern hinzugesetzten Worten „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“,

wobei der seit Dresden festgesetzte Name „Deutsche Forschungsgemeinschaft" in der Satzung und in der Geschäftsordnung als kurze Form in Anwendung komme. Der Sprachgebrauch werde sich von selber regeln.

Geheimrat Schwoerer verliest sodann § 1 der Satzungen.

Geheimrat Maier hätte zur Vermeidung künftiger Differenzen eine gewisse Verbindung mit dem Kartell der Akademien gewünscht.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott weist darauf hin, daß diese Verbindung insofern bestehe, als die Akademien als solche Mitglieder der Notgemeinschaft seien. Die Notgemeinschaft stehe mit allen Akademien in ständiger Fühlungnahme. Das Verhältnis zu den Akademien werde durch die Namensänderung nicht berührt. Das Präsidium habe zunächst an die kurze Bezeichnung „Deutsche Forschungsgemeinschaft" gedacht, sich aber schließlich entschlossen, den bestimmteren und längeren Namen vorzuschlagen. Der Aufgabenkreis und die Art der Betätigung der Notgemeinschaft unterscheide sich von denjenigen des Kartells der Akademien und der einzelnen Akademien. Die Akademien seien nicht nur Erhalter und Förderer, sondern selbst Träger der wissenschaftlichen Arbeit. Die Notgemeinschaft, die zunächst zur Rettung der Forschung gegründet worden sei, habe erst im Laufe der Jahre neue Funktionen bekommen durch die Bewilligung von 3 Millionen RM. für die großen Gemeinschaftsarbeiten auf dem Gebiete der nationalen Wirtschaft, der Volksgesundheit und des Volkswohls. Wenn sie daraufhin eine Organisation der Forschung auf diesen weiten Gebieten vorgenommen habe, so habe sie eine klare Scheidung von den Gebieten, die das Kartell übernommen habe, gewahrt.

Prof. Dr. John Meier, Freiburg, verweist darauf, daß das Kartell, das übrigens keine selbständige Körperschaft sei, über die Reichsgrenzen hinausreiche. Gegenüber den Arbeitsmöglichkeiten der Akademien reichten die Aufgaben der Notgemeinschaft viel weiter. Das Verhältnis zu den Akademien sei durch deren Mitgliedschaft aufs beste geregelt. Als Name werde sich „Deutsche Forschungsgemeinschaft" durchsetzen.

Geheimrat Prof. Dr. von Schubert, Heidelberg, hat gegen den Namen Deutsche Forschungsgemeinschaft keine Bedenken und will nur darauf hinweisen, daß extensiv wie intensiv die Notgemeinschaft weit über die Aufgaben der Akademien hinausgewachsen sei. Hier handle es sich um einen sehr guten Zusammenschluß aller deutschen Wissenschaftler. Er wünsche, daß das bisherige Vertrauensverhältnis zwischen

der Notgemeinschaft und den Akademien bestehen bleibe. Er glaube auch im Sinne der Anschauungen aller Akademien gesprochen zu haben.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott dankt dem Vorredner für seine Worte und erklärt es für beachtenswert, wenn die Vertreter der Akademien selbst den Namen Deutsche Forschungsgemeinschaft akzeptieren.

Geheimrat Prof. Dr. Maier ist von den Darlegungen befriedigt und hofft auf künftige innere Zusammenarbeit.

Prälat Prof. Dr. Schreiber erwartet den Sieg des Namens „Deutsche Forschungsgemeinschaft". Der ehrwürdige Name Notgemeinschaft, dieses Stück eines wundervollen starken Erlebens in der Nachkriegszeit, sei zwar eine Tradition, aber die Gedankenverbindung zwischen Notgemeinschaft und Inflation bedinge die Namensänderung.

Der Vorsitzende schließt hierauf die Debatte, indem er zum Ausdruck bringt, daß auch Geh.-Rat Maier seine Bedenken gegenüber dem amtlich gewählten Namen zurückgestellt habe, was dieser bestätigt.

Geheimrat Schwoerer liest sodann aus dem gedruckt vorliegenden Entwurf für Satzungsänderungen die Abschnitte 2, 3, 4 vor, welche die § 4 Abs. 1, § 4 Abs. 4, § 5 Abs. 2 und 3 umfassen, und gibt im einzelnen Erläuterungen. Die Zustimmung der Versammlung erfolgt ohne Widerspruch, und zwar für die Vorschläge 1 bis 4. In lebhafter Debatte wird sodann festgestellt, daß die Änderungen im Hochschulverbande auch in den Satzungen der Notgemeinschaft ihren Niederschlag finden sollen. Es wird beschlossen, diese Liste in der Satzung auf das Laufende zu bringen. Es wird sodann Nr. 5 der vorgeschlagenen Satzungsänderungen gebilligt.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott verliest die Liste der satzungsmäßigen Mitglieder.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott stellt sodann die Geschäftsordnung zur Debatte, welche nach kurzen erklärenden Bemerkungen Geh.-Rat Schwoerers von der Mitgliederversammlung ohne Debatte zur Kenntnis genommen wird.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott eröffnet die Diskussion über

Rechnungslegung und Entlastung des Präsidiums

Es werden von der Versammlung die Herren Geh.-Rat Hergesell, Eduard Meyer und Schenck zu Rechnungsprüfern bestellt.

Geheimrat Hergesell verliest das Protokoll über die Rechnungsprüfung und teilt mit, daß es von den drei Prüfern für die Richtigkeit gezeichnet ist. Die Versammlung erteilt daraufhin Decharge.

Vorlage und Besprechung des Jahresberichts

Forschungsstipendien:

Geheimrat Haber begrüßt die ausgezeichnete Statistik über die Forschungsstipendien und weist auf die außerordentliche Steigerung in der Zahl der Stipendiaten von 58 am 1. April 1923 auf 660 am 1. April 1929 hin. Er fordert eine gewisse Begrenzung dieses Anwachsens auf höchstens 800 und findet die Höhe der einzelnen Stipendien im Durchschnitt niedrig. Hinsichtlich der Dauer der Forschungsstipendien sei eine besonders scharfe Prüfung bei allen Bewilligungen über vier Semester hinaus vorzunehmen. Referent regt an:

1. eine vorläufige Grenze in der Höhe der Zahl 800;
2. tunlichste Erhöhung der einzelnen Stipendien, soweit sie 200 RM. und weniger im Monat betragen;
3. eine strenge Auswahl nach dem 3. und 4. Semester. Hinsichtlich der Verteilung auf Fächer müsse aus der Natur dieser Fächer heraus eine ganz verschiedene Berücksichtigung stattfinden. Wichtig sei auch die Frage, ob die Leute durch ein Forschungsstipendium bei der Wissenschaft gehalten würden. Erfreulich sei die Tatsache, daß die Verteilung auf die Naturwissenschaften mit 50%, die Geisteswissenschaften mit 40%, die technischen Wissenschaften mit 10% ein so ausgeglichenes Bild zeigt. Zusammenfassend dürfe man dank der Tätigkeit des Präsidiums, besonders des Präsidenten und Geh.-Rat Schwoerers, die Tatsache feststellen, daß die deutsche Wissenschaft wieder einen Nachwuchs habe.

Geheimrat von Müller weist auf die Gefahr hin, daß bei dem Versagen des Staates anstatt wirklicher Stipendien auf Kosten der Notgemeinschaft Assistentenstellen geschaffen würden, und fordert außerdem eine strengere Kontrolle, ob die Stipendiaten wirklich arbeiten.

Geheimrat Edw. Schröder fordert gleichfalls strenge Kontrolle, damit die Arbeit aus dem eigenen Gedankenkreis des Stipendiaten erwachse. Gesuche dürften erst eingereicht werden, wenn der Antragsteller auf seinem Gebiete völlig heimisch sei.

Geheimrat Diehl, Freiburg, hält die Summe von 200 RM. für durchaus ausreichend, würde aber für gute Dissertationen des Nachwuchses eine Druckunterstützung durch die Forschungsgemeinschaft befürworten. Bei der Beurteilung der Anträge sei auch festzustellen, ob die Antragsteller eventuell über größere Sondereinnahmen verfügten.

Prälat Prof. Dr. Schreiber fordert schärfste Kontrolle und keine Überschreitung der jetzt gegebenen Grenzen. Gegenüber den Angriffen im „Berliner Tageblatt" habe er die geistige Abwehr der Professorenschaft vermißt. Die geistige Patenschaft der Ordinarien sei nicht aktiv hervorgetreten. Es müsse Pflicht eines jeden Ordinarius sein, klar Farbe zu bekennen, wenn ein Forschungsstipendiat an den Pranger gestellt werde. Die deutsche Wissenschaft werde soviel wiegen, wie sie Mut habe, in der Öffentlichkeit das Wort zu ergreifen.

Geheimrat Schwoerer stellt fest, daß sich zur Zeit die Zahl der Stipendiaten schon nach der Etatsumme nur zwischen 650 und 700 bewegen könne, und unterstützt alle Bestrebungen auf eine strenge Auswahl der Stipendiaten. — Die Notgemeinschaft müsse sich auf einen Zuschuß beschränken, wenn Unterstützung von zu Hause vorhanden sei, aber nicht ausreiche; aber sie müsse kräftig einspringen, wenn es sich um Unbemittelte handle. Bei Heirat tüchtiger junger Forscher müsse eine gewisse Erhöhung der Summe eintreten. Hinsichtlich des Alters könne es Grenzfälle geben, wo auch älteren Forschern Stipendien zu gewähren seien.

Geheimrat Appel fordert Aufstellung von Richtlinien für die Fachausschüsse, worauf Staatsminister Dr. Schmidt-Ott die in der Geschäftsordnung stehenden Bestimmungen über Forschungsstipendien verliest.

Verschiedenes

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott teilt mit, daß die durch den Tod des Archäologen Prof. Heinze im Fachausschuß erledigte Stelle Prof. Stroux übertragen wurde, im Fachausschuß für Theologie sei zum Nachfolger von Geheimrat Kittel Prof. Volz gewählt worden. Bei den im abgelaufenen Jahre vollzogenen Wahlen zu den Fachausschüssen habe die Notgemeinschaft das gute Gewissen, alles getan zu haben, um den beteiligten Kreisen klarzumachen, daß die Notgemeinschaft nicht ohne weiteres für Wiederwahl der bisherigen Mitglieder sei, sondern die freie Wahl wünsche. Sie habe deshalb eine Spanne von einem Vierteljahr eintreten lassen, und es seien auch

25 neue Mitglieder gewählt worden. Wegen der Kosten seien, trotz des häufiger ausgesprochenen Wunsches, die Fachausschüsse nicht zu mündlichen Verhandlungen zusammenberufen worden; wo es aber wünschenswert erscheine, den Fachausschuß zu mündlicher Beratung zu vereinigen, sollte ein derartiger Antrag an das Präsidium gestellt werden, da dieses dann gern die Mittel dazu bereitstellen würde. Namentlich könnte dies von Wichtigkeit sein für die Aufnahme neuer Forschungen auf den Gebieten der Wirtschaftswissenschaft, Staatswissenschaft und Gewerbehygiene.

Prof. Dr. Hennig wünscht im Protokoll sowohl wie in der Presse zum Ausdruck zu bringen, daß die vorgenommenen Änderungen nicht auf Einwirkungen von außen zurückzuführen, sondern aus einem inneren Bedürfnis hervorgegangen seien. Es müsse der Eindruck vermieden werden, als ob jene Angriffe berechtigt gewesen seien, und als ob im Hauptausschuß dem Präsidium ein Mißtrauensvotum erteilt worden wäre.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott erklärt sich damit einverstanden, wenn betont werde, daß die neuen Maßnahmen nicht von der Reichsregierung auferlegt, sondern von der Notgemeinschaft selbständig beschlossen wurden, um einen befriedigenden Dauerzustand für die Notgemeinschaft zu garantieren.

Neuwahl des Hauptausschusses und des Präsidiums

Prof. Dr. Konen legt mit längerer Begründung eine Vorschlagsliste für die Neuwahl zum Hauptausschuß vor, das Ergebnis einer mühevollen und vertrauensvollen Verhandlung zwischen dem Reichsministerium des Innern und dem Präsidium, wobei von ihm der Gesichtspunkt völliger Freiheit der Wahl in den Vordergrund gestellt werde. Um die Mitarbeit der jetzt ausscheidenden Mitglieder des Hauptausschusses für die Notgemeinschaft zu sichern, regt er eine Ehrung in Form der Ehrenmitgliedschaft an, wobei diese allerdings stärker in das innere Leben der Notgemeinschaft eingebaut werden müsse.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott äußert über die Formalien der Wahlliste folgendes: Wahlberechtigt seien nach § 3 der Satzung: 5 Akademien, 24 Universitäten, 11 Technische Hochschulen, 9 sonstige Hochschulen, die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, der Deutsche Verband der technisch-wissenschaftlichen Vereine und die Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte; insgesamt 52

stimmberechtigte Körperschaften. Er verliest die Anwesenheitsliste, geordnet nach dem Charakter der Mitglieder, und begrüßt neuerschienene Vertreter, vor allem von der Gesellschaft der Naturforscher und Ärzte. — Es seien zu wählen: Der Präsident, 3 Vizepräsidenten nach § 4 der Satzung, 10 Mitglieder des Hauptausschusses und 9 Ersatzmänner nach § 5, § 11 Abs. 3 der Satzung. Die Wahl sei geheim. Der Hauptausschuß werde in die Hände der Mitglieder einen Wahlzettel legen, der die von ihm vorgeschlagenen Namen enthalte, wobei die Mitglieder die Möglichkeit hätten, auf diesem Wahlzettel beliebig zu streichen oder Ersatznamen vorzuschlagen; dabei dürfe aber die Zahl der Namen nicht erhöht werden. Natürlich schließe er sich dem Wunsche von Herrn Prof. Konen an, daß die Wahl möglichst einheitlich vorgenommen werde.

2. Tag

Sonnabend, den 16. November 1929, vormittags 9½ Uhr

Vorsitz: Staatsminister Dr. Schmidt-Ott

Der Vorsitzende stellt durch Namensaufruf fest, daß alle wahlberechtigten Mitglieder vertreten sind bis auf die Landwirtschaftliche Hochschule Berlin, für welche Prof. Lemmermann angemeldet war, aber nicht erschienen ist. Nach Verlesung des Stimmzettels werden als Wahlbüro bestimmt vom Präsidium der Notgemeinschaft Geheimrat Siegismund, Dr. Fehling und Fräulein Larfeld. Von der Versammlung werden Geheimrat Edward Schröder und Prof. Herzog hinzugewählt. Die Wahlhandlung wird sodann durch Einlegen der Wahlkuverts in eine Wahlurne vorgenommen.

Vor Eintritt in die eigentliche Tagesordnung spricht sodann Professor Dr. Hennig, Tübingen, an diesem historischen Wendepunkte den Dank der Mitglieder aus für die in den verflossenen neun Jahren von dem Präsidium und dem Hauptausschuß und vor allem von dem Präsidenten der Notgemeinschaft geleistete Arbeit. Er gedenkt dabei auch dankbar des Verständnisses, das selbst in diesen schwersten Jahren das deutsche Volk für die im stillen vor sich gehende rein akademische Arbeit gezeigt habe. Dieser Dank solle ein Zeichen sein, daß die beschlossenen Veränderungen nicht auf die Angriffe in der Presse zurückzuführen seien. Die Notgemeinschaft suche, wie alles starke und gesunde Leben, eine Anpassung in der Form, um den Kern ihres Wesens zu bewahren. Er habe die Hoffnung, daß es möglich sein werde, der Notgemeinschaft in ihrer neuen Form erhöhte Mittel zuzuführen. Auf Aufforderung des Redners erhebt sich als Zeichen der höchsten Anerkennung der Arbeit und der starken führenden Anregung von Hauptausschuß und Präsidium und namentlich des Präsidenten die Versammlung feierlich von ihren Plätzen.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott äußert rückblickend seine Freude, daß die als vorübergehend, als aus der Not geboren betrachtete Schöpfung eine feste Unterlage in der Zukunft finden solle. Dies

Gefühl würden alle Mitarbeiter als den Erfolg ihrer neunjährigen Arbeit empfinden. Aber auch das Reich, vor allen Dingen die Vertreter des Reiches, und unter ihnen insonderheit Ministerialrat Dr. Donnevert, sowie das Parlament in seiner Gesamtheit und insbesondere in der Persönlichkeit des Prälaten Schreiber hätten einen so großen Anteil an dem Erreichten, daß jedes Lob für das Präsidium mit ihnen geteilt werden müsse. Der Präsident dankt sodann den einzelnen Mitgliedern des Präsidiums sowie des Hauptausschusses und der Fachausschüsse. Nur diese Zusammenarbeit der Besten der deutschen Wissenschaft habe die Leistung der Notgemeinschaft ermöglicht, welche jetzt andere Völker zur Nachahmung ansporne. Grundvoraussetzung sei die Gewöhnung des deutschen Professors, in der akademischen Selbstverwaltung für die Allgemeinheit zu wirken. Unter diesen Umständen müsse die Trennung von einzelnen bewährten Mitgliedern des Hauptausschusses besonders schwer empfunden werden.

Nach diesen Äußerungen wird die Wahl formell geschlossen.

Der Präsident berichtet sodann über das in den letzten Wochen erfolgte Wiederaufleben der Cecil-Rhodes-Stiftung für deutsche Studenten. Es wird wieder möglich sein, zwei deutschen Studenten einen zweijährigen Aufenthalt in Oxford zu gewähren.

Geheimrat Schwoerer, Oberregierungsrat Morsbach sowie Geheimrat Mendelssohn-Bartholdy berichten im einzelnen über das Zustandekommen und die Bedingungen der Stiftung sowie die Gründung des deutschen Komitees für die Auswahl der Stipendiaten, zu dessen Vorsitzenden Exzellenz Schmidt-Ott gewählt worden sei.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott bittet die Rektoren und Vertrauensmänner der Hochschulen, sich der Sache anzunehmen und ihm besonders geeignete Stipendiaten vorzuschlagen, da die erste Auswahl bis Ende des Jahres erfolgen müsse und eine Umfrage nicht mehr möglich sei.

Er stellt, da die Auszählung der Wahlzettel noch nicht beendigt ist, zunächst den Jahresbericht erneut zur Diskussion, und zwar zuvörderst das Kapitel

Verlagswesen

Geheimrat Heymann, als Vorsitzender des Verlagsausschusses, sieht die Lage des Buchhandels und die Lage der wissenschaftlichen

Publikationen als immer schwieriger an. Die Kreditnot erschwere das Dasein besonders der kleineren Verlage, die als Kulturfaktoren nicht zu entbehren seien. Infolge der Kreditnot könne sich der Verleger nur schwer zu großen und unsicheren Unternehmungen entschließen, andererseits bestehe infolge der Verteuerung der Lebensverhältnisse ein starker Druck auf die Schicht der Bücherkäufer. Infolgedessen habe die Unterstützung des Verlagswesens eine besondere Bedeutung. Erfreulicherweise sei die Zahl der Publikationen Deutschlands im Jahre 1928 von 31 000 auf 27 000 zurückgegangen; die Zahl der Zeitschrifteneinheiten sei von 6860 auf 7100 gestiegen. Die Summe der Druckunterstützungen sei von 1 029 000 RM. im Jahre 1927/28 auf 722 000 RM. im Jahre 1928/29 zurückgegangen. Für 1929/30 sei anfangs die völlig unzureichende Summe von 700 000 RM. vorgesehen worden, die im endgültigen Voranschlag auf 900 000 RM. erhöht sei, eine Summe, die auch noch als unzureichend anzusehen sei. Auch Anträge großer wissenschaftlicher Organisationen, wie der Münchener Historischen Kommission, hätten zurückgewiesen werden müssen. Auf Anregung von Geheimrat Haber sei eine Statistik aufgestellt worden, wieviele von den von der Notgemeinschaft unterstützten Publikationen schon nach Vorkriegsgrundsätzen unterstützt worden wären und bei welchen eine Unterstützung bei Anwendung der Vorkriegsgrundsätze nicht in Frage gekommen wäre. Dabei habe sich ergeben, daß im verflossenen Etatjahre 554 000 RM. vorkriegsmäßige, 403 000 RM. nachkriegsmäßige Unterstützungen gegeben wurden. Bei den letzteren handele es sich zu einem beträchtlichen Teil um die Unterstützung junger Leute, die ihre Habilitationsschrift veröffentlichen wollten, was sie früher aus eigenen Mitteln konnten. Die andere Seite der nachkriegsmäßigen Unterstützungen betreffe die wichtigsten Veröffentlichungen, die Deutschland überhaupt aufzuweisen habe, nämlich die Zeitschriften. Da die Abonnementszahlen zurückgegangen und die Herstellung teurer geworden sei, sei es bei den Zeitschriften z. B. nicht mehr möglich, ausreichende Honorare für die Mitarbeiter und für den Herausgeber zu zahlen. Die Zeitschriften könnten sich trotz deren Fortfall ohne Unterstützung häufig nicht halten. Gegenüber den Beanstandungen, daß naturwissenschaftliche Publikationen unterstützt würden, habe sich ergeben, daß für Geographie, Mathematik und Physik zusammen nur 10 990 RM., für Medizin nur 15 000 RM. an Unterstützungen ausgegeben seien, d. h. 26 000 RM. von 403 000 RM. nachkriegszeitlicher Unterstützungen. Der Schwerpunkt der Unterstützungen liege also bei

den Geisteswissenschaften. Daß die Lage des Verlagsbuchhandels schlecht sei, sei u. a. auch bei Prüfung der Verpflichtung der Verleger zur Rückzahlung von Zuschüssen im Falle von Verlagsgewinnen bestätigt worden; zum erstenmal seit der Inflation seien auf Grund der Verträge Rückzahlungen aus den Verlagsgewinnen zu erwarten gewesen; insgesamt seien aber nur Gewinne in Höhe von 1116 RM. zurückgezahlt worden. Der Grund liege darin, daß der Verlagsausschuß nur das unbedingt Nötige gegeben habe, da er niemals die vollen Kosten decke und Honorar und Spesen nicht berücksichtige. Die Angaben der Verleger über ihre Geschäftsergebnisse seien nachprüfbar und vertrauenswürdig. Die größte Schwierigkeit liege darin, daß die Unterstützungen allmählich auf 30—40 RM. pro Bogen herabgesunken und damit vielfach unzureichend seien. Das bedeute eine Gefahr für die ganze deutsche wissenschaftliche Arbeit. Redner verliest eine von mehr als 60 Verlegern und Zeitschriftenherausgebern unterschriebene Denkschrift gegen die Kürzung der Zuschüsse. Künftig müsse ein Ausgleich geschaffen werden, zu dem hoffentlich eine Erhöhung des Staatsbeitrags der Notgemeinschaft die Möglichkeit gebe; nötigenfalls müsse die Erhöhung auf Kosten der Bibliotheken oder der Forschungsstipendien erfolgen, da ohne die Publikationsmöglichkeit die Frucht der Forschungen fehle. Zum Schluß seiner Ausführungen spricht Berichterstatter den Dank für die unermüdliche, selbstlose und aufopfernde Tätigkeit des Geh.-Rat Siegismund aus.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott nimmt Gelegenheit, seinen engeren Mitarbeitern und besonders auch dem immer tätigen und unermüdlich helfenden Geh.-Rat Siegismund für alle Hilfe wärmstens zu danken.

Prälat Prof. Dr. Schreiber äußert das Bedürfnis, die Männer, die auf diesem schwierigen Platze vorn stehen, in ihrer Politik zu stärken und spricht unter Zustimmung der Versammlung den Antrag aus, daß dem Geh.-Rat Siegismund ausdrücklich der Dank der Versammlung votiert werde. Im übrigen sei es unmöglich, mit einem Etatposten von 900 000 RM. zu arbeiten. Es sei ein Ausgleich in den einzelnen Etattiteln der Notgemeinschaft herzustellen, wobei ein stärkerer Akzent auf das Verlagswesen zu legen sei. Besorgnis errege auch der Rückgang der Weltgeltung des deutschen wissenschaftlichen Buches, wofür Redner die Ausfuhrzahlen der Zeit vor dem Kriege und des letzten Jahres als Beweis anführt. Dem Auswärtigen Amt müsse deshalb dafür gedankt werden, daß es vor

zwei Jahren gelungen sei, 500 000 RM. für die Verbreitung des deutschen wissenschaftlichen Buches im Auslande in den Reichsetat einzustellen. Diese einmalige Bewilligung müsse aber wiederholt werden.

Die Versammlung billigt sodann einstimmig folgende von Prälat Schreiber vorgelegte Resolution:

„Die in Hamburg tagende Mitgliederversammlung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft bittet die Reichsregierung, die Verteilung des deutschen wissenschaftlichen Buches im Ausland, die bereits dankenswert mit 500 000 RM. in Angriff genommen wurde, fortzusetzen, da die Weltgeltung des deutschen wissenschaftlichen Buches für die geistigen und kulturellen Beziehungen zum Ausland von außerordentlicher Bedeutung ist, da ferner andere Kulturvölker planvoll, erfolgreich und mit großen Mitteln für die Geltendmachung und Wirkung ihrer wissenschaftlichen Literatur eintreten."

Gesandter Freytag begrüßt es, wenn das Auswärtige Amt einen möglichst starken Rückhalt in seinen Versuchen bekommt, weitere Gelder für diese Zwecke zu erhalten, da niemand die ungeheure Not, an der das deutsche Buch im Ausland jetzt leide, so sehr empfinde als er selber, da er wöchentlich aus dem Auslande Berichte erhalte, die davon Zeugnis ablegen. An der ferneren Debatte beteiligen sich: Geh.-Rat von Müller, Geh.-Rat Linck und Prof. Mitscherlich.

Prof. Dr. Cassirer äußert seine Bedenken, dem Verlagsausschuß auf Kosten des wissenschaftlichen Nachwuchses zu helfen. Der Vorsitzende hält es für unrichtig, Verschiebungen zwischen den Fonds ins Auge zu fassen und glaubt, daß jedem wichtigen wissenschaftlichen Bedürfnisse Rechnung getragen werden müsse und bei geeigneter Vertretung auch könne.

Prof. Dr. Aschoff erhofft eine stärkere Beschneidung des Umfanges mancher Zeitschriften. Es könne von den Studenten häufig mit guten Gründen Beschneidung anderer Ausgaben, namentlich für den Sport, zugunsten des Bücherkaufes gefordert werden.

Prof. Dr. Konen sieht in den Schwierigkeiten nur einen Ausdruck der allgemeinen Krisis der Wissenschaft. Es gebe Gebiete der Wissenschaft, auf denen gegenüber früher eine so starke Produktion eingesetzt habe, daß es unmöglich sei, alles zu drucken, wie namentlich auf dem Gebiete der Philosophie.

Wahlergebnis

Geheimrat von Müller teilt sodann das Wahlergebnis mit; abgegeben sind 51 Stimmen.

Zum Präsidenten ist Exz. Staatsminister Dr. Schmidt-Ott einstimmig wiedergewählt.

Zu Vizepräsidenten sind gewählt:
- Geheimer Rat Prof. Dr. von Dyck, München;
- Geheimrat Prof. Dr. Haber, Berlin;
- Prof. Dr. Konen, Bonn.

Als Mitglieder des Hauptausschusses sind gewählt:
- Geh.-Rat Prof. Dr. Aschoff, Freiburg i. B.;
- Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Brandi, Göttingen;
- Staatsminister a. D. Prof. Dr. v. Koehler, Exz., Tübingen;
- Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ed. Meyer, Berlin;
- Geh.-Rat Prof. Dr. Friedr. v. Müller, München;
- Prof. Dr. Nägel, Dresden;
- Reichsminister a. D. Prof. Dr. Radbruch, Heidelberg;
- Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schenck, Münster;
- Prof. Dr. Thilenius, Hamburg;
- Prof. Dr. Tillmann, Bonn.

Als Ersatzmänner sind gewählt:
- Geh. Justizrat Prof. Dr. Bruns, Berlin;
- Prof. Dr. Frings, Leipzig;
- Prof. Dr. Holthusen, Hamburg;
- Prof. Dr. Lietzmann, Berlin;
- Prof. Dr. Rogowski, Aachen;
- Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. F. W. Otto Schulze, Danzig;
- Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wilh. Schulze, Berlin;
- Prof. Dr. Adolf Weber, München;
- Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Zenneck, München.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott richtet Worte des Dankes an die Mitglieder.

Geh.-Rat von Müller erklärt, der Hauptausschuß werde seine Tätigkeit alsbald aufzunehmen haben. Die Wahl des Vorsitzenden des Hauptausschusses und seines Vertreters müsse später erfolgen, da die

fünf Mitglieder des Reichsministers des Innern noch nicht ernannt seien.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott schlägt vor, den neuen Hauptausschuß sofort zu aktivieren, was einstimmig gebilligt wird. Er spricht den scheidenden Hauptausschuß-Mitgliedern nochmals den Dank aus.

Bibliotheksausschuß

Generaldirektor Geh. Reg.-Rat Krüß berichtet über die Tätigkeit des Bibliotheksausschusses, indem er das Jahr 1928/29 in die gesamte Entwicklung hineinstellt. Das Jahr sei noch ein gutes Jahr gewesen, doch wären die Bibliotheken hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit bereits in ihm etwas abgesunken. Die Bibliotheken hätten in zwei Phasen einen großen Aufstieg gehabt, indem zweimalig (1925 und 1926) 1 350 000 RM. und 1927 2,6 Millionen RM. für sie bewilligt wurden. Im letzten Jahre sei dagegen knapp 1 Million RM. ausgegeben, und für 1929 seien nur 800 000 RM. bereitgestellt. In den ersten Jahren sei das nächste Ziel gewesen, die Lücken in den Zeitschriften und Fortsetzungswerken auszufüllen, während sich 1928 das Schwergewicht nach der Seite der laufenden Zeitschriften hin überlagert habe. Referent schildert sodann die einzelnen Bewilligungen des Bibliotheksausschusses, die Ausgestaltung des Tauschverkehrs und den Dublettentausch, an welchem allein 31 deutsche und 5 ausländische Bibliotheken beteiligt seien. Die Tätigkeit des Bibliotheksausschusses erschöpfe sich aber nicht in der Feststellung, daß man ein bestimmtes Quantum ausländischer Literatur gekauft habe und an bestimmten Stellen staple. Die ganze Tätigkeit des Bibliotheksausschusses sei letzten Endes unter die Formulierung zu stellen:

> Systematische Erfassung der literarischen Weltproduktion und ihre Verwendung an den deutschen Bibliotheken,

d. h. aus der gesamten Weltproduktion das Richtige auszuwählen und es in Deutschland nicht wahllos an den zu geben, der es haben möchte, sondern wiederum nach einem vorgefaßten Plan an diejenigen Stellen zu bringen, wo diese ausländische Literatur am ehesten und zweckmäßigsten zu erreichen sei. Diese Art, das Problem anzufassen, finde ihr Gegenspiel in der einzigartigen Organisation der deutschen Bibliotheken. Nur unter Zugrundelegung dieses Systems, namentlich des Leihverkehrs, sei die rationelle Bewirtschaftung der Literatur durch

den Bibliotheksausschuß möglich. Das alles stehe aber nur auf dem Papier, wenn man nicht in der Lage sei, die Literatur, die man nach einer systematischen Ordnung gern verteilen möchte, auch zu beschaffen. Auch die kleinen Universitäts-Bibliotheken, welche Prälat Schreiber in den Hintergrund zu stellen wünschte, gehörten in das System, da sie sich nicht in die Ordnung einfügen würden, wenn sie nicht etwas erhielten. Der Vorsatz der Notgemeinschaft, große organisatorische Aufgaben erfüllen zu müssen, fordere auch ein gewisses Minimum an Geld. Über die eigentliche Not der Bibliotheken brauche in diesem Kreise kein Wort gesagt zu werden. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß die Preußische Staatsbibliothek die Beschaffung der Auslandsliteratur von jetzt ab nur aus Mitteln der Notgemeinschaft vornehmen könne. Es sei ein Irrtum, zu glauben, daß die Sorgen für den Verlagsausschuß durch eine Kürzung bei den Mitteln des Bibliotheksausschusses behoben werden könnten, da bei einer Kürzung der Bewilligungen des Bibliotheksausschusses die Käufe an Auslandsliteratur den Bibliotheken selbst zur Last fallen würden, was dem Absatz der deutschen wissenschaftlichen Literatur sehr abträgig sein würde, da die Bibliotheksexemplare ein Hauptfaktor bei der Kalkulation des Buchhandels seien. Er bitte deshalb, den Bibliotheken den Anteil an dem Etat der Notgemeinschaft zu erhalten, den sie bisher gehabt hätten.

Geheimrat Haber glaubt, daß bei der Frage der Verteilung der Mittel der Gesichtspunkt noch nicht erörtert sei, daß für das Bibliothekswesen sich in den Länderetats spezielle Etatmittel fänden. Es dürfte die günstigste Aussicht sein, bei einem Posten zu sparen, der sich von altersher in den Etats aller Bundesstaaten fände. Hier sei eine Hoffnung, von anderer Seite etwas zu erreichen, falls nicht der Reichstag ein Einsehen zeige.

Geh.-Rat von Dyck erklärt sich gegen eine Veränderung an den Etatstiteln durch Verschiebung innerhalb der Ausschüsse. Die 800 000 RM. stellten das Mindestmaß des für die Bibliotheken Notwendigen dar. Leichter sei die Hilfe Außenstehender für die Experimentalforschung zu erreichen. Die Bibliotheken hätten aber neben ihrer Aufgabe, für die Vervollständigung ihrer Sammlungen zu sorgen, in erster Linie für die Studierenden tätig zu sein. Die Benutzung der Bibliothek der Technischen Hochschule München sei von 11 000 Besuchern im Jahre 1926 auf 177 000 1929 gestiegen.

Prof. Dr. Fleischer, Erlangen, würde eine weitere Kürzung des Bibliotheksetats bei den kleineren Universitätsbibliotheken zugunsten

einzelner größerer Bibliotheken für katastrophal halten. Die alleinige Konzentrierung der ausländischen Literatur in Berlin und München und der Verweis auf den Leihverkehr seien für die Forschung unerträglich.

Vor Eintritt in die Besprechung „Experimentalforschung" erteilt der Präsident Herrn Prof. Thienemann das Wort zu einem Bericht über seine Forschungsreise nach Niederländisch-Ostindien sowie Prof. Alfred Wegener über seine Vorexpedition nach Grönland.

Prof. Dr. Thienemann, Plön (Hydrobiologische Anstalt der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft). An der Limnologischen Java-Sumatra-Expedition haben außer ihm selbst Prof. Dr. Feuerborn, Münster (Westfalen), Prof. Dr. Ruttner, Lunz, und K. Herrmann, Lunz, teilgenommen. Die Reisenden hatten fast elf Monate lang auf Java, Sumatra und Bali tropische Binnengewässer aller Art mit den Methoden und unter den Gesichtspunkten, die die moderne Limnologie, d. h. die Wissenschaft von den Binnengewässern, entwickelt hat, untersucht. In angestrengter Arbeit konnte dank dem Entgegenkommen, das die Expedition überall in Niederländisch-Indien fand, ein reiches Material an chemischen, physikalischen und biologischen Daten sowie an photographischen Aufnahmen gewonnen werden. Die ausgedehnten Sammlungen werden jetzt von den sachkundigen Spezialisten bearbeitet und von den Expeditionsteilnehmern später limnologisch ausgewertet werden. Alle Ergebnisse der Expedition werden in Suppl.-Bänden des „Archivs für Hydrobiologie" erscheinen. Da tropische Binnengewässer bisher noch nie in dieser Weise untersucht worden sind, so sind viele neue allgemeine Ergebnisse erzielt worden, die besonders auch auf die wissenschaftlich noch längst nicht genügend erforschte und für unsere Wirtschaft hervorragend wichtige Limnologie der Gewässer der gemäßigten Zonen neues Licht werfen. Alle untersuchten Seen, von den kleinsten bis zu dem gewaltigen Tobasee auf Sumatra, der 87 km lang und maximal etwa 450 m tief ist, gehören einem Typus an: es sind eutrophe, d. h. nahrungsreiche Seen mit deutlicher Schichtung in hydrographischer und biologischer Beziehung, hochgradigem Sauerstoffschwund in der Tiefe und daher fehlender tierischer Besiedlung am Seegrund. Seen von den Tiefenverhältnissen des Tobasees würden in den gemäßigten Zonen oligotroph, d. h. nahrungsarm sein, in den Tropen schafft die hohe Wärme und die dadurch bedingte rasche Generationsfolge aller Organismen im Verein mit der hohen Wassertemperatur der Tiefe auch in solchen Seen

eutrophe Verhältnisse. Die nur wenige Grad betragende Herabsetzung der Wassertemperatur während des Übergangs von der Regenzeit zur Trockenzeit schichtet die Wassermassen des Sees um, wie es bei uns die winterliche Abkühlung tut. — Hochgebirgsbäche bieten ähnliche Verhältnisse wie bei uns. Kleingewässer in und an Pflanzen sind für den tropischen Urwald sehr typisch und bergen reiches Leben. In heißen Quellen leben Pflanzen noch bei 67° C. Tiere wurden bei Temperaturen von 51° C noch gefunden, einer Temperatur, bei der das tierische Eiweiß sonst im allgemeinen schon gerinnt. Auch echte Moore, deren Existenz bisher für die Tropen stark umstritten war, kamen zur Untersuchung. Überall zeigt sich in der Tierwelt tropischen Süßwassers ein stark mariner Einschlag. — Im Tobagebiet werden Kieselgurablagerungen als Zeugen eines alten ganz gewaltigen Tobasees noch Hunderte von Metern über dem jetzigen Seespiegel angetroffen; so wird man die geologische Geschichte jenes Gebietes jetzt auf Grund einwandfreier Tatsachen ausarbeiten können. Jene alten Sedimente zeigen aber genau die gleiche Zusammensetzung wie die heute noch im See entstehenden Ablagerungen, ein Beweis für die absolute Konstanz des biologischen Gleichgewichts und damit auch des Klimas seit der Zeit etwa, in der auf der Nordhalbkugel ein Tropenklima von der Eiszeit abgelöst wurde und diese allmählich in die gemäßigten Verhältnisse der Gegenwart ausklang.

Prof. Alfred Wegener, Graz, spricht über den Plan einer Inlandeis-Expedition nach Grönland, auf welcher glaziologische und meteorologische Untersuchungen angestellt werden sollen. Durch Anlage von drei Überwinterungsstationen auf der Linie Umanak—Scoresbysund will man den Aufbau der über dem Inlandeise gelegenen Antizyklone erforschen, welche die Quelle der Kaltluftausbrüche sind, von denen der Nordatlantische Ozean und Europa heimgesucht werden. Besonderen Wert werden diese Beobachtungen für den transatlantischen Luftverkehr gewinnen, zumal die kürzeste Verbindung zwischen den Bevölkerungs-Schwerpunkten der Vereinigten Staaten und Europas genau durch das Arbeitsgebiet der Expedition geht. Auch die glaziologischen Untersuchungen sind von Bedeutung, z. B. für die Frage der Entstehung der Eisberge, die die Schiffahrt auf der Neufundland-Bank gefährden, sowie auch für das Studium unseres heimatlichen Bodens in Norddeutschland, der bekanntlich die Grundmoräne eines ehemaligen Inlandeises darstellt. — Der interessanteste Teil des Forschungsprogramms ist die Messung der Dicke des Inland-

eises, ein Spezialfall der geophysikalischen Aufschließungsmethoden, die in Deutschland entwickelt sind und z. B. zur Auffindung von Erzlagerstätten, Petroleum, Salz usw. verwendet werden. In vorliegendem Falle wird durch seismische Registrierung künstlicher Erdbeben, die durch Dynamitsprengungen erzeugt werden, die Tiefe ermittelt, in der der feste Erdboden unter dem Inlandeise beginnt. — Zur Vorbereitung dieser Expedition und Erprobung namentlich der Eisdickenmessung hat Professor Wegener mit Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft im Sommer 1929 gemeinsam mit Reg.-Rat Dr. Georgi, Hamburg, Dr. Loewe, Berlin, und Studienrat Dr. Sorge, Berlin, eine Reise nach Grönland unternommen, die zur Auffindung eines für die Hauptexpedition geeigneten Weges und Geländes geführt und bereits wichtige wissenschaftliche Ergebnisse geliefert hat. — In rastloser Arbeit haben die vier deutschen Forscher im Lauf des kurzen Sommers mit ihrem kleinen Motorboot in den grönländischen Fjorden insgesamt 3800 km zurückgelegt, sie haben an zwei Stellen den schwierigen Aufstieg auf das Inlandeis ausgeführt und auf dem Eise neun Wochen zugebracht, wobei sie insgesamt 850 km teils mit Handschlitten, teils mit Hundeschlitten zurücklegten, bis 200 km ins Innere vordrangen und Höhen bis zu 2500 m über dem Meere erreichten. — Innerhalb der Abschmelzzone des Inlandeises wurden 10 Stationen für Abschmelzmessungen und im Firngebiet 17 Stationen für Zuwachsmessungen angelegt, die im nächsten Jahr wieder abgelesen werden sollen. Ferner wurde der heutige Stand von neun Gletschern vermessen, die gegen früher teilweise starke Rückgänge zeigen. Bei einem derselben wurde auch die Geschwindigkeit der Gletscherbewegung bestimmt. Das wichtigste Ergebnis ist aber die hier zum erstenmal durchgeführte Messung der Dicke des Inlandeises, die an vier verschiedenen Stellen vorgenommen wurde und Dicken bis zu 1200 m ergab. Den letzteren Wert fand man im Firngebiet in 40 km Abstand vom Eisrande. Dabei hat sich die Brauchbarkeit der Methode auch im Schnee des Firngebietes nachgewiesen, so daß sich die Untersuchung künftig auf das ganze Innere von Grönland ausdehnen läßt. Auffallenderweise zeigen diese Messungen, daß das Land, obwohl es an der Küste bis über 2000 m Höhe ansteigt, unter dem Inlandeis schnell niedriger wird und schon 40 km vom Eisrand nur noch eine Höhe von 300 m besitzt, so daß die Frage naheliegt, ob es etwa ganz im Innern unter dem Meeresspiegel liegt. Diese wie viele andere Fragen können erst

durch weitere Messungen entschieden werden, wie sie von Professor Wegener geplant sind.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott dankt beiden Forschern und stellt darauf die Abschnitte Experimentalforschung, Reisen, Ausgrabungen und Volkskunde zur Debatte.

Prof. Dr. Stille, Göttingen, möchte einmal aussprechen, daß sich die Notgemeinschaft zu der Zentralstelle für Gemeinschaftsarbeit entwickelt hat. Der Spezialismus der Wissenschaft bringe ganz große Früchte, aber er berge in sich die Gefahr, daß man nicht mehr zur Seite sehe. Es sei mit großer Freude zu begrüßen, daß die Notgemeinschaft hier eingesprungen sei. Er erkläre dies auch als Sekretär einer der deutschen Akademien. Die Notgemeinschaft tue hier das, was die Akademien auch gerne täten, wenn sie die Mittel hätten. Als einziges Beispiel genüge es, die Zoologie und Botanik anzuführen, die in der Erbforschung durch die Notgemeinschaft zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeführt werden. — Es sei auch nötig, einmal auf eine andere Frage einzugehen; namentlich in wirtschaftlichen Kreisen begegne man öfter der Ansicht, der Wissenschaft ginge es gut, sie hätte sehr viel Geld und hätte diese großen Fonds verbraucht. Demgegenüber sei festzustellen, daß nichts „verbraucht" werde, es sei nur angelegt, damit es sich auswirke für die Zwecke, die den Forschern vorgeschwebt haben, als die Mittel ausgegeben wurden. — Zum Schluß müsse er nur noch dem Wunsche vieler Kollegen entsprechen, auszudrücken, was alle empfänden, die den letzten Bericht und die Forschungsergebnisse nachgelesen hätten: Alle Anwesenden und die ganze Wissenschaft wollten bekunden, daß die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft die großen Forschungsaufgaben, die von einer ungeheuren Lebenswichtigkeit für das ganze deutsche Volk seien, in der vorbildlichsten Organisation anfasse, daß alle ihr von ganzem Herzen dankbar seien und weiter auch denen dankbar seien, die der Notgemeinschaft und damit der Wissenschaft die Mittel zur Verfügung stellten.

Geheimrat Prof. Dr. Aschoff tritt dafür ein, aus vorliegenden Gesuchen das Positive herauszuschälen und empfiehlt, daß die Fachausschüsse das Präsidium auf wertvolle Möglichkeiten in einzelnen Anträgen hinweisen, die als ganze abzulehnen seien. Das werde für das Präsidium eine große Erleichterung sein. — Auf dem Gebiete der Medizin sei aus den zoologischen und biologischen Untersuchungen über die Vererbung und die Blutuntersuchung außerordentliche Be-

lehrung erwachsen. Die Medizin sei im besonderen Maße auf die Zusammenarbeit der einzelnen Disziplinen angewiesen, wie am eindringlichsten der vorliegende Bericht der Notgemeinschaft beweise. Die Frage der Bildung der Schutzkörper im Blut sei auch für die Immunitätsfrage von Entscheidung und wirke sich aus auf soweit entfernt liegende Fragen wie die der Menschen- und Rindertuberkulose. In der praktischen Medizin habe die Notgemeinschaft in Gemeinschaftsarbeiten die Blutgerinnung, die Frage der Thrombose, die Frage der Kreislaufschwäche, sowie der Bluter und des Blutfarbstoffes in ganz vorzüglicher Weise gefördert. Wertvoll seien auch die sportärztlichen Untersuchungen, da sich daraus ermessen lasse, welche Leibesübungen wertvoll und welche nicht wertvoll seien. Für die verständnisvolle und geduldige Förderung aller dieser Wünsche der Professoren verdiene Professor Stuchtey allgemeinen Dank.

Geheimrat von Dyck weist darauf hin, daß die Gemeinschaftsarbeiten, die in so großer Anzahl durchgeführt wurden, mit einem äußerst geringen Apparat in Bewegung gesetzt würden. Die Notgemeinschaft sei weit sparsamer als irgend welche anderen Zusammenschlüsse. Es sei keine Rahmenorganisation geschaffen wie in der Cooperation Intellectuelle, welche bisher einen großen Wirkungskreis nicht habe erreichen können. Die Gemeinschaftsarbeit finde in der engsten Verbindung von Institut zu Institut und von Person zu Person statt. Der Apparat der Notgemeinschaft sei nicht mit einer weiteren Organisation für die Gemeinschaftsarbeiten belastet, sondern es sei gerade in diesem Sinne die Selbstverwaltung durchgeführt d.h. die billigste Verwaltung. — Die Gemeinschaftsarbeiten in der Technik hätten eine besondere Bedeutung, weil sie den Nachwuchs erziehen helfen. Die Erziehung des Nachwuchses sei in der Technik besonders schwierig, weil viele Abflußgebiete beständen, die die tüchtigsten Leute vom akademischen Beruf fortnähmen, und weil andererseits die Durchbildung und Ausbildung des Technikers für den akademischen Beruf nach zwei Richtungen gehen müsse, die komplizierter seien als in den meisten anderen wissenschaftlichen Fächern. Die technischen Gebiete lebten je länger je mehr im Zusammenhang mit den naturwissenschaftlichen Fächern. Die technische Arbeit könne wesentlich nur vorwärts getrieben werden, wenn sie in engste Verbindung mit physikalischen, chemischen und mathematischen Fragen gesetzt werde. Das setze eine weitergehende Ausbildung für den Techniker voraus, als sie für den Eintritt in die Praxis notwendig sei. Es brauche nur auf ein Gebiet verwiesen zu

werden, wo alle diese Fragen zusammenspielten, das Gebiet der Strömungsforschung, wo diese Gemeinschaftsarbeit einen Stamm wirklich guter, tüchtiger junger Leute ergeben habe. Damit sei aber die Ausbildung des Technikers auch für den akademischen Beruf nicht beendet. Es komme dann der Eintritt in die Praxis und die Rückkehr von der Praxis an die Hochschule. Auch in Form und Durchführung der Arbeiten unterschieden sich die technischen Wissenschaften namentlich von den Geisteswissenschaften. Vielfach sei es notwendig, Resultate wenigstens in Zahlendaten zu publizieren, die im Sinne einer wissenschaftlichen Durchforschung noch nicht spruchreif seien, die aber für die unmittelbare Praxis ihre Bedeutung hätten und im Zusammenhange wissenschaftlich durchforscht würden. Die praktische Arbeit der Technik müsse immer die zwei Seiten verfolgen: das unmittelbare Resultat, das die dringliche Aufgabe verlange und ein Durchforschen der gewonnenen Resultate in einer längeren Arbeit. — Das seien die Fragen, die einem Außenstehenden besonders entgegentreten. Interessant sei, daß wiederum auf der vorliegenden Hauptausschußliste zwei Anträge ständen, die sich ergänzten: ein Antrag für die Photogrammetrik, Zerrungsapparate und Entzerrungsapparate zu konstruieren und auf der anderen Seite ein Antrag, Luftschiffmessungen zur Herstellung von Karten auszuführen. Es sei zu fordern, daß für die Notgemeinschaft auch die mit solchen Apparaten gewonnenen pekuniären Resultate gesichert würden.

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott dankt den Rednern für ihre Ausführungen und äußert sich im einzelnen über die Aufnahme des Alai-Pamirgebietes mit derartigen Apparaten.

Reisen und Ausgrabungen

Geh.-Rat Prof. Dr. Eduard Meyer: Gegenüber etwaigen Bedenken, daß Deutschland zwei Ausgrabungen im Gebiet des Irak (Alt-Babylon) ausführe, müsse man darauf hinweisen, daß die Irak-Regierung und das Auswärtige Amt auf die Weiterführung der alten deutschen Grabungen Wert legten, und daß Deutschland den Nachwuchs habe, derartige Unternehmungen aufs gründlichste vorzubereiten und durchzuführen. Es lägen aus der Türkei und Persien zahlreiche Anregungen vor, denen gegenüber Deutschland langsam vorgehen müsse. Die Anregungen, die bis nach Rußland und Ostasien gingen, zeigten, daß Deutschland auf dem Gebiete der Archäologie mindestens seine Vorkriegsstellung erreicht habe. Aus Rußland, aus der Ukraine und

Georgien kämen Vorschläge, welche man nach Möglichkeit aufnehmen und durchführen müsse, da sich ungeahnte Zusammenhänge ergäben. Besonders groß seien die Fortschritte der archäologischen und prähistorischen Forschung auf deutschem Gebiet. Die Mustergrabung auf dem Goldberg bei Nördlingen habe sich zu einer Hochschule des Ausgrabens entwickelt, wo sich die verschiedensten Nationen zusammenfänden. Die ganzen Gebiete wüchsen intensiv zusammen. Von großer allgemeiner geschichtlicher Bedeutung seien auch die Ausgrabungen in Trier und Bonn. Wenn sich derartige Aufgaben zeigten, müsse zugegriffen werden.

Prälat Schreiber weist hierauf im einzelnen auf die Fortschritte des Volkskundeunternehmens hin, worauf der Präsident mit allgemeinem Danke die Versammlung schließt.

Kundgebung
in der Universität der Freien und Hansastadt Hamburg
am Sonntag, den 17. November 1929, vormittags 11¼ Uhr

Senator Dr. de Chapeaurouge, Präses der Hochschulbehörde:

Meine hochverehrten Damen und Herren! Als Präses der Hamburgischen Hochschulbehörde habe ich die Ehre, die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in der Hamburgischen Universität zu begrüßen und dafür zu danken, daß sie die für ihren inneren Aufbau und ihre weitere Arbeit so bedeutsame Hamburger Tagung mit dieser Kundgebung abschließt, mit der sie über den Kreis ihrer Mitglieder hinaus in der breiteren Öffentlichkeit unserer Stadt für ihre hier vielfach noch nicht genügend bekannten Arbeiten und Ziele werben will.

In schwerster Zeit, wenige Jahre nach Kriegsende, ist die Notgemeinschaft gegründet worden. Von Privaten gefördert, vom Reiche stets weitsichtig, unermüdlich und treu unterstützt, haben sich in ihr führende Männer der wissenschaftlichen Verwaltungen und der verschiedenen Wissensgebiete zusammengefunden, Wege zu suchen, um in dem verarmten Deutschland wissenschaftlicher Arbeit die Möglichkeit der Betätigung zu verschaffen und zu erhalten.

Die deutsche Wissenschaft ist der Notgemeinschaft für ihre bisherige kluge und vielseitige Arbeit unter der Leitung ihres hochverdienten Präsidenten Exzellenz Dr. Schmidt-Ott großen Dank schuldig. Mancher wissenschaftliche Erfolg der letzten Jahre wäre wohl nicht gereift, manche wertvolle Arbeit nicht zum Abschluß gebracht worden, ohne die tätige, selbstlose, meist mehr im Verborgenen gebliebene Mithilfe der Notgemeinschaft. Angenehme Pflicht ist es mir, aus der Kenntnis meines Amtes an der Spitze der Hochschulbehörde heraus, der Notgemeinschaft bei dieser Gelegenheit zu danken für die Unterstützung, die auch Hamburger Gelehrte von ihr erfahren haben, und

mit dem Dank die Hoffnung zu verbinden, daß die Notgemeinschaft auch in Zukunft Hamburger Wünschen um Förderung sich nicht verschließt.

Anerkannte Gelehrte aus drei Fakultäten wollen in dieser Kundgebung Probleme von allgemeinem Interesse behandeln. Sie können gewiß sein, daß ihre Ausführungen hier willige Hörer finden werden.

Hamburg versucht seit Jahrzehnten, auf dem Gebiete der gesundheitlichen Fürsorge in Deutschland führend zu sein und hält bestmögliche Bekämpfung der Volkskrankheiten für eine selbstverständliche Pflicht des Staates. Selbstverständlich ist es daher auch, daß der Vortrag von Herrn Geheimrat Aschoff aus dem Forschungsgebiete der Volkskrankheiten lebendige und verständige Teilnahme finden wird.

Geschichtlicher Sinn hat Hamburg stets ausgezeichnet. Niemals, auch nicht in den unruhigen Zeiten des Überganges, ist hier verkannt oder vergessen worden, was Geschichte und Tradition für ein von starkem Gegenwartsleben durchpulstes Gemeinwesen bedeuten. Ausgrabungen in Hamburgs nächster Umgegend haben gerade in letzter Zeit erneut das Interesse auch für die prähistorische Vergangenheit geweckt. Der Vortrag von Herrn Professor Rodenwaldt über Ausgrabungen und historische Wissenschaften findet daher in Hamburg einen gut vorbereiteten Boden.

Die Bedeutung der Geisteswissenschaften in der deutschen Kulturpolitik will der Rektor der Universität Bonn, Herr Professor Konen, behandeln. Dieser Vortrag führt am Schluß dieser morgendlichen Kundgebung in ein Zentralproblem, das alle wissenschaftlich und geistig Interessierten immer und immer wieder fesseln wird und muß, wo so viele divergierende Kräfte, die um die Seele des modernen Menschen ringen, die Geisteswissenschaften in ihrer bleibenden Bedeutung für deutsches Kultur- und Seelenleben vielfach nicht anerkennen wollen und bedrohen. Daß ein solcher Vortrag, noch dazu gehalten von einem Vertreter der Naturwissenschaften, in einer Stadt, die in erster Linie wirtschaftlichen Aufgaben dienen muß, gespannte Aufmerksamkeit verdient und finden wird, ist gewiß.

Allen drei Vortragenden möchte ich im voraus besonders Dank sagen, der Notgemeinschaft aber nochmals hier bei uns in diesem Hause ein herzliches Willkommen und ein Glückauf zu weiterer Arbeit.

Staatsminister Dr. F. Schmidt-Ott, Berlin:

Magnifizenzen, hochverehrte Damen und Herren! Ich bin von herzlichem Dank erfüllt für das Verständnis und Wohlwollen, das aus den Worten des Herrn Senator Dr. de Chapeaurouge sprach; ich bin ihm dankbar dafür, daß er als Chef der Hamburgischen Hochschulbehörde den Geist, in dem wir diese Tagung auffassen, auch die heutige Veranstaltung, in einer Weise zum Ausdruck gebracht hat, wie ich jedenfalls besser meinerseits zu tun nicht in der Lage gewesen wäre. Sie haben ganz recht, Herr Senator, daß wir am Ende eines bedeutsamen Abschnittes stehen, denn nach neunjähriger Arbeit glauben wir jetzt soweit zu sein, die Notgemeinschaft in einen Dauerzustand überführen zu können, und Reich, Reichsregierung und Reichstag scheinen geneigt zu sein, das ihrerseits zu besiegeln.

Wir haben, wie auch Sie mit Recht hervorhoben, stille Arbeit geleistet, und ich möchte immer für die Notgemeinschaft in Anspruch nehmen, daß sie wie ein Mädchen für alles jedem Bedürfnis abzuhelfen bereit sein muß, daß sie, wenn eine wissenschaftliche Forschung geplant wird, sofern sie bedeutungsvoll genug ist und wenn der richtige Forscher da ist, das ihre tun muß, um die Durchführung zu ermöglichen. Ihr eigentliches Ziel ist die Einzelforschung. Nur, indem wir uns streng darauf beschränkt haben — die Sorge für die Bibliotheken führt etwas weiter —, konnten wir hoffen, mit dieser Einrichtung uns in den Wirkungskreis des Reichs und der Länder einzufügen. Von seiten des Reichs haben wir reichlich Rat, Förderung und Hilfe erfahren, und bezüglich der Länder glauben wir, daß uns auch da gelungen ist und weiter gelingen wird, das rechte Verhältnis zu finden. Mir ist es ein besonderes Bedürfnis, auszusprechen, daß uns mit der Hamburgischen Hochschulbehörde und mit der Hamburgischen Regierung nur die allerfreundlichsten Beziehungen verknüpfen. Selbstverständlich werden wir bemüht sein, soweit und solange uns die Mittel das gestatten, hamburgischen Forschern zur Seite zu stehen. Ich habe in diesen Tagen viel gehört und gesehen von dem machtvollen Aufstieg des Geisteslebens in Hamburg und ich freue mich, daß wir in dem mir seit langem bekannten und von mir hochverehrten Bürgermeister v. Melle einen Vertreter dieser Entwicklung unter uns haben. Diese zu fördern, muß eine Aufgabe auch der Notgemeinschaft sein.

Dem Dank, den Sie, Herr Senator, den Rednern ausgesprochen haben, schließe ich mich an und darf nun Herrn Geheimrat Aschoff

bitten, seinen Vortrag zu halten. Vorher noch eins, meine Damen und Herren! Ich habe die große Freude, Ihnen ein Telegramm des Herrn Reichspräsidenten verlesen zu dürfen. Der Herr Reichspräsident hat uns auf ein Begrüßungstelegramm, das abzusenden wir uns erlaubt hatten, geantwortet:

> Der Mitgliederversammlung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft danke ich herzlich für die freundlichen Grüße, die ich mit den besten Wünschen für einen erfolgreichen Verlauf ihrer Tagung erwidere.

gez. v. Hindenburg, Reichspräsident.

Aus dem Forschungsgebiet der Volkskrankheiten

Von Ludwig Aschoff, Freiburg i. B.

Die Wissenschaft steht heute unter dem Zeichen der Gemeinschaftsarbeit. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie den Wert der Persönlichkeit unterschätzt. Auch die Träger der heutigen Generation wissen, daß immer der einzelne der Führer zu neuen Gestaden der Erkenntnis ist, und daß eine Unterdrückung der selbständig forschenden Persönlichkeit sich nirgends so schwer rächen würde als auf dem Gebiet der Wissenschaft. Die Forschung kennt keine andere Bindung als die Verantwortung der Wahrheit gegenüber, und keine andere Voraussetzung als die der Ehrfurcht vor dem Urgrund allen Seins, welcher dem Menschen als Menschen für immer verborgen bleibt. Jedes Zeitalter der Wissenschaft hat sein besonderes Gesicht, je nach den Aufgaben und den Hilfsmitteln der Forschung, die es vorfindet. Bald drängt die Wissenschaft zur Differenzierung, bald zur Synthese. Das gilt auch für die Medizin. Das vorige Jahrhundert brachte uns nacheinander die Blüte der verschiedensten Disziplinen, der Physiologie, der Pathologie, der Bakteriologie, der klinischen experimentellen Pathologie, der Chirurgie und zahlreicher sonstiger Nebenfächer. Jedes Fach entwickelte sich mehr oder weniger selbständig und fand genügend jungfräulichen Boden zur selbständigen Forschung. Solche Hochflut eines Faches dauert immer nur gewisse Zeit. Dann verengt sich das Gebiet der Forschung, und die technischen einst so erfolgreichen Methoden versagen. Neue Befruchtung erfolgt dann meist durch neu auftauchende, anscheinend fernliegende Fächer, heute vor allem durch das der Kolloidchemie, der modernen Physik und Chemie überhaupt. Daß gerade die Medizin als ein Teil der Naturwissenschaften in diese Befruchtung mit einbezogen worden ist, erscheint selbstverständlich. So wie sich Physik und Chemie in der Kolloidchemie treffen, so auch die Physiologie und Pathologie in der Berührung mit den modernen physikalisch-chemischen Vorstellungen. Indem man Struktur und Funktion des Organismus mehr als je physikalisch-chemisch zu erfassen versucht, verwischen sich die Grenzen in der Erforschung des Gesunden und des Krankhaften. Physiologie

und Pathologie prüfen das einzelne Organ mit gleichen oder verwandten Methoden nur unter verschiedenen Bedingungen. Daher die große Bedeutung des Experiments, ohne welches keine Disziplin mehr auskommen kann. Daher die Angleichung der Probleme und der Methoden an den verschiedenen Instituten, daher die Notwendigkeit gemeinsamer Bearbeitung der von der Einzelforschung schärfer erfaßten und gestellten Fragen.

Aber nicht nur die veränderte wissenschaftliche Grundlage führt zu solcher Gemeinschaftsarbeit, sondern auch die veränderte Konstellation der Umwelt. Hierzu rechne ich vor allem die durch den Weltkrieg verursachten, bis in die heutigen Tage nachwirkenden starken Schwankungen in der Ernährung, die Veränderung der sonstigen Lebens- und Verkehrsbedingungen, die ganz andere Berührung und Verbindung der Völker auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete. Alle diese Dinge bergen neue Probleme in sich und zwingen zu großzügigeren, fast möchte man sagen übernational eingestellten Betrachtungen. Die Anfänge zu solchen reichen bis in die Vorkriegszeit zurück. Jeder Laie kennt die Erfolge der Seuchenbekämpfung mit ihrer fast an das Wunderbare grenzenden Entdeckung immer neuer Erreger, mit deren Hilfe wiederum die Herstellung der Schutz- und Heilsera gelungen ist. Ein Netz von Forschungsinstituten umspannt heute die Welt, um auch die uns fremdartigsten Krankheiten, soweit sie parasitären Ursprungs sind, in ihrer Ursache zu erforschen und nach Möglichkeit auszurotten. Das großartigste Beispiel ist die Sanierung des Panamagebiets durch die Amerikaner, welche erst den Bau des Kanals gestattete, nachdem die Franzosen infolge der dort wütenden Malaria und des Gelbfiebers an ihm gescheitert waren. Heute versucht man, der großen Seuchenherde in Rußland, von denen aus Europa immer wieder bedroht wird, durch systematische Forschung und Bekämpfung Herr zu werden. Die diesbezüglichen sehr erfolgreichen Arbeiten des Herrn Dr. Zeiß, früher am hiesigen tropenmedizinischen Institut, werden seit Jahren von der Notgemeinschaft unterstützt. Mit einer solchen Bekämpfung der Seuchen ist aber das Ziel der Heilkunde noch nicht erreicht. Auch der Laie weiß, daß es neben den Seuchen noch Krankheiten gibt, die zwar nicht so drohend und so offensichtlich wie die ersteren dem Menschengeschlecht entgegentreten, die vielmehr im stillen wüten, aber ihre Opfer heute genau so fordern wie vor der Entdeckung der krankheitserregenden Mikroorganismen. Den Wahn, daß alle Krankheiten nichts anderes seien als ein Kampf zwischen dem Men-

schen und den Krankheitserregern, haben wir längst aufgeben müssen. Ich sehe dabei ganz ab von der Tatsache, daß auch für die Infektionskrankheiten die Bedeutung der konstitutionellen Disposition, d. h. der besonderen Empfänglichkeit für die Erreger, eine ganz andere Bedeutung gewonnen hat als vor wenigen Jahrzehnten. Viel wichtiger ist, daß ganze Krankheitsgruppen auf eine ererbte Anlage oder auf die nichtparasitären Einflüsse der Umwelt, auf das Klima, auf die Ernährung, auf den Beruf, auf die Schäden der heutigen Zivilisation zurückgeführt werden müssen. Hier handelt es sich um die „Volkskrankheiten" im eigentlichen Sinne.

Daß die wesentlichsten Züge der körperlichen und geistigen Persönlichkeit durch die Erbmasse bedingt sind, ist heute auch dem Laien gut genug bekannt. Ist die Erbmasse irgendwie krankhaft verändert, so pflanzt sich die krankhafte Anlage oft unerkannt, aber mit zäher Unerbittlichkeit, von Geschlecht zu Geschlecht fort. Ich nenne unter solchen krankhaften Anlagen nur die bekannte Bluterkrankheit, die gewöhnliche Farbenblindheit, den fortschreitenden Muskelschwund, gewisse Formen von Fettsucht, die Neigung zur Krebsbildung usf. Man könnte hier von einer vergleichenden Familienpathologie sprechen. Nur durch genaue Verfolgung der Stammbäume und durch eine sorgfältige, alle Fehlerquellen berücksichtigende Statistik ist es möglich gewesen, festzustellen, daß in der Tat ganz bestimmte Vererbungsregeln beim Menschen bestehen, die sich in die an den Pflanzen und Tieren gemachten Erfahrungen einfügen lassen. Der Mensch bildet darin keine Ausnahme in der belebten Welt. Aber wie die einzelnen Familien, so unterscheiden sich auch die Rassen durch die besondere Zusammensetzung ihres Erbgutes. Auf die Schwierigkeiten, solche vererbbaren Rassenmerkmale genau festzustellen, kann ich hier nicht eingehen. Leider ist unser deutsches Volk gerade dasjenige, über dessen rassige Zusammensetzung wir am schlechtesten unterrichtet sind. Wir müssen der Notgemeinschaft dankbar sein, daß sie diese notwendige Rassenforschung in Deutschland, die einer umfassenden Organisation bedarf, so bereitwillig unterstützt. Was uns Mediziner an der Rassenforschung interessiert, ist die Frage, ob die einzelnen Rassen auch innerhalb ein und desselben Volkes auf Grund ihrer Erbmasse zu besonderen Krankheiten, diejenigen psychischer Natur eingeschlossen, disponiert sind. Das ist die große Aufgabe einer vergleichenden Rassenpathologie. Wir stehen hier noch im Anfang der Forschung. Endlich wissen wir, daß die einzelnen Völker, mögen sie rassig zusammen-

gesetzt sein wie sie wollen, infolge der besonderen äußeren Einflüsse, unter denen sie leben, auch in ganz verschiedener Weise erkranken, bald diese, bald jene Krankheitsform besonders hervortreten lassen. Damit betreten wir das Gebiet der eigentlichen Volkskrankheiten, der vergleichenden Völkerpathologie. Sie bildet mit der vergleichenden Seuchenlehre und mit der vergleichenden Familien- und Rassenpathologie zusammen das Forschungsgebiet der geographischen Pathologie. Wir verdanken einem Deutschen, August Hirsch, das erste große Handbuch einer historisch-geographischen Pathologie. In diesem ist aber die vergleichende Völkerpathologie im oben skizzierten Sinne gegenüber der vergleichenden Seuchenlehre noch stiefmütterlich behandelt. Bei der vergleichenden Völkerpathologie handelt es sich um die Erforschung solcher Krankheitsformen, welche nicht durch die verschiedene Verteilung der Parasiten oder ihrer Überträger, sondern durch die örtliche Umwelt, in welcher das betreffende Volk zu leben gezwungen ist, durch seine Lebensbedingungen und seine Lebensgewohnheiten, durch Klima, Ernährung, Beruf usf. hervorgerufen werden. Als solche Volkskrankheiten nenne ich den Kropf, die Arterienverkalkung, den Bluthochdruck, die Leberschrumpfung, die Gicht, den Rheumatismus in seinen verschiedensten Formen, die durch einseitige oder Unterernährung bedingten Wachstumsstörungen, besonders der Knochen, oder Schädigung des Gefäß- oder Nervensystems, die chronischen Metallvergiftungen mit ihren fraglichen Störungen der Leberfunktion und des Blutumbaus, das Magengeschwür, die Steinbildungen, bestimmte Formen von Milzvergrößerungen, die Vergrößerung der männlichen Vorsteherdrüse usf. Wie stark diese Volkskrankheiten an der Invalidisierung und Dezimierung unseres Volkes beteiligt sind, geht aus der Morbiditäts- und Mortalitätsstatistik des Reiches hervor. Von keiner dieser Krankheiten kennen wir wirklich den vollen Ursachenkomplex. Nur eines scheint sicher, daß meistens sehr verschiedene Bedingungen, wie man zu sagen pflegt, zusammenkommen müssen, um das volle Krankheitsbild entstehen zu lassen. Im Tierexperiment können wir in der Regel nur eine dieser Bedingungen in ihrer Wirkung studieren. So wichtig solche Aufklärung ist, so sehr versagt sie gegenüber der Tatsache, daß gerade die genannten Krankheiten beim Menschen und nicht beim Tier gefunden werden. Sie können daher nur durch das Studium der Bedingungen, unter denen gerade die von dieser oder jener Krankheit befallenen Menschen leben, erschöpfend erklärt werden. Dazu dient die vergleichende Völkerpathologie, welche

den Krankheiten sozusagen nachreist und die Krankheiten auf dem Boden untersucht, auf dem sie gewachsen sind. Zunächst natürlich im eigenen Lande, soweit dasselbe, wie gerade Deutschland, klimatisch, wirtschaftlich und beruflich genügend unterscheidbare Gebiete in sich schließt. Dann aber auch über die Grenzen des Landes hinaus. Wie einst die Pasteur- und jetzt die Rockefeller-Institute überall auf der Welt zur Bekämpfung der Seuchen errichtet worden sind, so sollten in Zukunft Virchow-Institute dort errichtet werden, wo sich geeignete Zentren für die Forschungsaufgaben der vergleichenden Völkerpathologie finden. Daß diese Aufgabe der Medizin in der Luft liegt, geht am besten daraus hervor, daß auf eine von Deutschland gegebene Anregung hin in kürzester Zeit die Vertreter aller zivilisierten Staaten sich zur Gründung einer internationalen Gesellschaft für geographische Pathologie zusammengefunden haben. Wir müssen der Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaft dankbar dafür sein, daß sie deutschen Forschern die Gelegenheit gegeben hat, die Probleme der vergleichenden Völkerpathologie nach den verschiedensten Richtungen hin mit solchem Erfolg aufzugreifen, daß nun auch die ausländische medizinische Welt den Gedanken der Gemeinschaftsarbeit auf diesem Gebiete zu verwirklichen sich bemüht.

Ich darf einige von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft bereits in Angriff genommene Probleme kurz erörtern. Ich nenne vor allem den Kropf, d. h. die krankhafte Vergrößerung der Schilddrüse. Dieses besonders in Süddeutschland verbreitete Leiden stört ernsthaft die körperliche und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Bevölkerung. Früher erwiesen das die Statistiken der militärischen Aushebungen. Heute zeigt es die Schule mit der herabgesetzten Leistung der Kropfträger. Auch genügt der Hinweis auf die enge Zusammengehörigkeit zwischen Kropf und Kretinismus, d. h. mehr oder weniger ausgesprochener Verkümmerung und Verblödung des Menschen. Endlich sei betont, daß z. B. in Freiburg fast 10% aller Fälle von Erstickung Neugeborener in oder im Anschluß an die Geburt allein oder im wesentlichen auf den angeborenen Kropf zurückgeführt werden müssen. Alles das rechtfertigt das umfassende Studium des Kropfes, besonders nach der ursächlichen Seite hin. Heute steht die sogenannte Jodmangeltheorie im Vordergrund. Dort, wo sich zu geringe Mengen Jod, d. h. in Wasser, Luft und Nahrung, finden, soll sich der Kropf bei Mensch und Tier entwickeln. So bestechend diese Theorie ist, welche das starke Auftreten des Kropfes in den von jodreicher Meeresluft entfernten

Gebirgsgegenden erklären würde, und so sehr sie auch durch das Tierexperiment gestützt wird, so enthüllt sie noch nicht das Geheimnis des Kropfes. Es müssen noch andere Faktoren mitwirken. Die geographische Pathologie zeigt, daß im Ausflußgebiet des Rheines und an der Meeresküste, besonders der Ostsee, der Kropf fast so häufig sein kann wie im Gebirge, wenn auch die anatomischen Formen charakteristische Verschiedenheiten aufweisen. Welche Ursachen hier vorliegen, wissen wir nicht. Das Tierexperiment hat gezeigt, daß man in ähnlicher Weise wie durch zu wenig Jod durch zu viel Kalk die Schilddrüse reizen kann. Ebenso wichtig war die Beobachtung, daß das Kropfleiden in Gebirgsländern zurücktritt, wenn man die Grenze von 1500 m nach oben zu überschreitet. Wenn diese in Deutschland erhobenen Befunde in andern Ländern bestätigt werden könnten, so kann es sich nicht um Zufälligkeiten handeln, und man wird erst recht den Ursachen der Gesetzmäßigkeiten nachgehen müssen. Solch ein Versuch ist von der Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaft durch Schaffung einer besonderen deutschen Forschungsstätte für vergleichende Völker- und Rassenpathologie in Moskau gemacht worden. Mit Hilfe dieser Forschungsstätten konnte Privatdozent Dr. Arndt, der für anderthalb Jahre nach Rußland entsandt war, feststellen, daß sich Kropf und Kretinismus am häufigsten im Kaukasus finden, d. h. einem Gebirgszug, welcher seiner Breitenlage nach am ehesten mit den Alpen verglichen werden kann. Weniger betroffen waren die großen Gebirgszüge des Ural, des Baikalgebirges und des Pamir. Von entscheidender Wichtigkeit war die Feststellung, daß auch im Kaukasus der Kropf über 1500 m abzunehmen beginnt. Endlich ließ sich zeigen, daß es genau wie in Deutschland Kropfendemien auch im sogenannten Tiefland, z. B. in Weißrußland, in der Umgebung von Minsk und vor allem in den unteren Flußgebieten der Wolga gibt, ganz ähnlich wie beim Rhein. Aus den Untersuchungen Dr. Arndts geht mit Sicherheit hervor, daß die rassige Zusammensetzung der Bevölkerung bei der Entstehung des Kropfes so gut wie gar keine Rolle spielt. Auch die geologische Zusammensetzung des Bodens im Bereich der Kropfbezirke, auf die man früher so viel Wert legte und auf welcher man eine ganze Kropftheorie aufbaute, spielt nach den Arndtschen Untersuchungen keine Rolle. Um so stärker weisen alle diese Beobachtungen auf bestimmte klimatische Verhältnisse, Feuchtigkeit der Luft, Belichtung usw. hin. Neuere mit Hilfe der Notgemeinschaft ausgeführte Untersuchungen haben denn auch das bemerkenswerte Ergebnis gehabt, daß Dunkelheit und Belichtung ganz

verschieden auf die Schilddrüse wirken, und daß unter den Lichtstrahlen solche mit mittlerer Wellenlänge einen anderen Einfluß auf die Schilddrüse haben als die kurzwelligen. Ähnliches scheint nach englischen Untersuchungen für den Einfluß von Wärme und Kälte zu gelten.

Gleiche Hilfsdienste wie bei der Kropfforschung hat die vergleichende Völkerpathologie auch bei dem Studium des Gallensteinleidens geleistet. Welche Bedeutung diesem Leiden zukommt, geht am besten daraus hervor, daß Riedel die Zahl der Gallensteinträger in Deutschland auf 2 Millionen schätzte. Während man früher alle Gallensteinbildungen auf infektiös-entzündliche Prozesse zurückführte, glaubt man heute, daß ein wichtiger Teil derselben, nämlich die reinen Cholesterinsteine, durch Ernährungsstörungen, etwa im Sinne einer Überfütterung mit cholesterinhaltigen Fetten, zustande kommt. Die Tatsache, daß in Japan, wo es keine fettreiche Kost in unserm Sinne gibt, die Cholesterinsteine selten sind, schien für die Ernährungstheorie zu sprechen. Nun zeigt aber die vergleichende Völkerpathologie umgekehrt, daß auch bei Völkern mit sehr fettreicher Ernährung, wie bei den Letten mit ihrem starken Butter- und Fettverbrauch, die Cholesterinsteine selten sind. Diese Beobachtung zwingt zu neuen Überlegungen. Inzwischen ist durch Untersuchungen, welche von der Notgemeinschaft gefördert werden, festgestellt worden, daß der Mensch gar nicht auf die Cholesterine der Nahrung angewiesen ist, wie man bisher angenommen hat. Überhaupt können die Tiere die in den Pflanzen enthaltenen Sterine gar nicht für sich nutzbar machen, daher müssen die Pflanzenfresser, und somit zum Teil auch der Mensch, die für das Leben notwendigen Cholesterine selbst aufbauen. Dann kann aber die Bildung von Cholesterinsteinen ebensogut ein Zeichen übermäßiger Cholesterinbildung sein, während die Ernährung mit cholesterinhaltigen Fetten ganz gleichgültig ist. Vieles drängt zu dieser Anschauung. Wie es eine übermäßige Anreicherung der Harnsäure bei der Gicht, eine übermäßige Anhäufung von Zucker im Blut bei der Zuckerkrankheit gibt, so auch eine übermäßige Bildung von Cholesterin bei der Cholesterinkrankheit, die man auch als Cholesteringicht bezeichnet hat. Zu dieser sogenannten Cholesteringicht gehört nun auch die Arteriosklerose. Während man früher eine Infektionskrankheit dahinter vermutete, wissen wir heute, daß es sich um einen, über das ganze Leben ausgedehnten, Abnutzungsprozeß der Arterien handelt, bei welchem es durch Ablagerung von allerlei Stoffwechselschlacken, insbesondere wiederum von Cholesterin

und Cholesterinverbindungen, sowie gleichzeitigen Wucherungen zu der bekannten Deformierung der Gefäße kommt. Ebenso wie bestimmte Gallensteinbildungen hat man daher die Arteriosklerose als eine Ernährungskrankheit aufgefaßt. Dafür sprachen besonders Tierversuche, durch welche es gelang, durch Cholesterinfettfütterungen die gleichen Cholesterinablagerungen wie bei der menschlichen Arteriosklerose zu erzeugen. Und noch ein weiteres. Seitdem wir wissen, daß das wirksame Heilprinzip gegen die Rachitis in dem von Windaus nachgewiesenen bestrahlten Ergosterin gegeben ist, hat sich gezeigt, daß dieses Ergosterin, welches auch zu den Sterinen gehört, wenn es auch nur spurenweise mit der Nahrung aufgenommen wird, bei Fütterung an gesunde Tiere abnorme Verkalkungen der Gefäße hervorruft, wie es bei rachitischen Tieren Verkalkung der rachitischen Knochen bedingt. Da nun bei der Arteriosklerose neben den Cholesterinfettablagerungen die Verkalkungen eine große Rolle spielen, so liegt es besonders nahe, die ganze Arteriosklerose auf zu reichliche Ernährung mit Cholesterin und Ergosterin zurückzuführen. Aber die Beobachtungen an den Gallensteinen warnen. Auch für die Arteriosklerose müssen wir die Hilfe der vergleichenden Völkerpathologie in Anspruch nehmen. Wenn sich herausstellen sollte, daß vorwiegend vegetarisch lebende Völker wenig Arterienverfettung und Arterienverkalkung und etwa die Lappen starke Arterienverfettung oder Arterienverfettung und Arterienverkalkung haben, so würde das in der Tat auf die Ernährung als Quelle der Arteriosklerose hinweisen. Natürlich nur im groben gesagt. Da nun gerade die Ernährung in rassig gemischten Bevölkerungen von dem Wohnort, von der Hauptbeschäftigung, von den religiösen Vorschriften sehr stark beeinflußt wird, so könnten die Beobachtungen über das Vorkommen und die Häufigkeit der verschiedenen Arterioskleroseformen schon auf kleinem Gebiete Nutzen versprechen. Auch die Arteriosklerose wäre ein Problem, welches von der deutschen Forschungsstätte in Moskau mit Erfolg in Angriff genommen werden könnte. Zur Zeit beschäftigt sich der jetzt dort weilende Pathologe, Dr. Hamperl, mit der Erforschung einer anderen Krankheit, die gerade nach dem Kriege in erschreckender Häufigkeit aufgetreten ist. Es handelt sich um das Magen- und Zwölffingerdarmgeschwür. Auch hier haben neuere Untersuchungen mit der alten Anschauung gebrochen, daß Gefäßerkrankungen des Magens die Hauptursache der Geschwüre wären. Erst wenn die Magenschleimhaut durch die Gefäßerkrankung schwer gefährdet war, sollte sie durch den Magen-

saft verdaut werden. Eine Selbstverdauung der gewöhnlichen Magenschleimhaut wurde nicht anerkannt. Nun hat Dr. Büchner in eindrucksvoller Weise gezeigt, daß doch solche Selbstverdauung vorkommt, daß einerseits die irgendwie bedingte Steigerung der Magensaftsekretion und andererseits der Hungerzustand eine große Rolle spielt. Vielfache, mit Hilfe der Notgemeinschaft von verschiedenen Seiten ausgeführte Kontrollversuche haben das bestätigt. Nun zeigt aber das Magengeschwür ein ausgesprochen regionäres Vorkommen. Allem Anschein nach spielt auch hier die Art der Ernährung, die Reizung und Schädigung der Magenschleimhaut durch Genußmittel aller Art, der Lebensgewohnheiten, des Berufes, vielleicht auch das Klima eine große Rolle. Wie leicht der Magen auf alles reagiert, auch auf berufliche und seelische Verstimmungen, weiß jeder Laie. Wollen wir in der Aufklärung des Ursachenkomplexes für das Magengeschwür weiterkommen, so müssen wir auch hier vergleichende Völkerpathologie treiben, so wie es zur Zeit durch Dr. Hamperl von Moskau aus geschieht.

Es ließe sich leicht zeigen, daß auch alle andern früher von mir genannten Krankheiten, wie die Lebercirrhose, der Bluthochdruck, die sogenannten rheumatischen Krankheiten und manche anderen, nur mit Hilfe einer vergleichenden Völkerpathologie geklärt werden können. Gerade die *rheumatischen Krankheiten* bilden heute wegen der langdauernden Invalidität der Betroffenen eine ernste Sorge der Versicherungsanstalten. In Deutschland hat sich eine besondere Gesellschaft zur Bekämpfung des Rheumatismus gebildet. Zwei Hamburger Pathologen, Fahr und Graeff, haben zeigen können, wie weitverbreitet die spezifischen rheumatischen Veränderungen im menschlichen Körper auftreten. An den schwedischen Universitäten hat man eigene Forschungsinstitute und Krankenhäuser für die rheumatischen Leiden eingerichtet, die von den Versicherungsgesellschaften unterstützt werden.

Für den ersten Kongreß der internationalen Vereinigung für geographische Pathologie ist das Thema *Lebercirrhose* gewählt. Das gleiche Thema mit Einschluß der chronischen Milzschwellungen ist für das Aufgabengebiet der Arbeitsstätte der Notgemeinschaft in Moskau bereits vorgesehen. Die von der vergleichenden Völkerpathologie aufgefundenen Probleme müssen durch das Experiment in den heimatlichen Forschungsstätten weiter verfolgt werden, wie umgekehrt die experimentelle Forschung zu Problemen führt, welche nur durch die vergleichende Völkerpathologie gelöst werden können.

Eine solche vergleichende Völkerpathologie wird sich aber nicht nur mit dem lebenden Material begnügen, sondern auch das Material vergangener Jahrhunderte in ihren Forschungsbereich mit einbeziehen. So darf ich Ihnen mitteilen, daß die so viel umstrittene Frage, ob die Syphilis aus Amerika stammt oder schon vor den Zeiten des Kolumbus in Europa heimisch war, nur durch Untersuchungen präkolumbischer oder gar prähistorischer Knochen gelöst werden kann. Solche Untersuchungen steinzeitlicher Knochen und präkolumbischer Knochen aus den verschiedensten Gegenden Europas sind bereits mit Hilfe der Notgemeinschaft eingeleitet und durchgeführt worden und haben zu dem überraschenden Ergebnis geführt, daß schon zur Steinzeit eine Knochenerkrankung bestanden haben muß, welche den heute beobachteten syphilitischen Knochenerkrankungen sehr ähnlich, wenn nicht mit ihr identisch ist. An diesen Beispielen glaube ich genügend gezeigt zu haben, um welche Probleme die vergleichende Völkerpathologie oder geographische Pathologie ringt. Ein weites Feld der Forschung steht ihr offen und verspricht reiche Früchte, wenn die Mittel und die äußeren Bedingungen dazu gegeben sind. Freilich nur im Sinne einer Gemeinschaftsarbeit, die sich nicht nur auf die nationalen Grenzen beschränken darf, sondern über diese hinausgreifen muß, wenn sie zu dauernden Ergebnissen im Sinne der richtigen Bekämpfung der Volkskrankheiten führen soll.

Moderne Ausgrabungen und historische Wissenschaften

Von Gerhard Rodenwaldt, Berlin

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Die erste im modernen Sinn archäologische Beobachtung an einer Fundtatsache ist im Jahre 426 v. Chr. gemacht worden. Damals wurde auf Geheiß eines Orakelspruchs der heilige Bezirk des Apollon auf der Insel Delos von allem gereinigt, was nach antikem Glauben die Heiligkeit des Ortes störte. Die alten Gräber, die dort vorhanden waren, wurden ausgehoben und die Reste auf eine benachbarte Insel gebracht. Damals beobachtete Thukydides oder ein Gewährsmann von ihm, daß in diesen Gräbern Waffen lagen und eine Bestattungsweise angewandt war, die man aus der gleichen Zeit nur in Kleinasien kannte. Thukydides zog daraus den Schluß, daß in früheren Zeiten eine kleinasiatische Bevölkerung auf den griechischen Inseln gelebt habe. Diese Beobachtung ist wie ein einziger Blitzstrahl der Erkenntnis in einer Zeit, die sonst ihre Vorzeit nur im Gewande des Mythos sah. Die Antike war ihrem Wesen nach unhistorisch; ihr lag der Gedanke fern, die Reste der Vorzeit pietätvoll aufzubewahren. Wir wissen, daß in dem Jahrtausend der griechisch-römischen Epoche immer wieder zahlreiche bedeutende Funde aus der Vorzeit gemacht worden sind. Aber was man an Schätzen fand, wurde nur als Material zu neuer Verwendung gebraucht, und man zog daraus weder wissenschaftliche Schlüsse, noch hatte man daran einen ästhetischen Genuß.

Das blieb so im Mittelalter. Die neuere Ausgrabung ist ein Kind der Renaissance; sie stammt aus der Epoche, in der die antike Kunst einen Wert für die moderne Menschheit erhielt. Jahrhunderte hindurch sind Funde antiker Kunst dem Boden entstiegen, die heute unsere Museen füllen. Während die Geschichtswissenschaft als Objekt dasjenige hat, was durch den Wandel der Geschicke hindurch erhalten geblieben ist, wird durch die Ausgrabung das erschlossen, was vergangen und von der Mutter Erde bedeckt worden ist. Dieses „wieder an das

Licht des Tages Bringen" von etwas, was geschichtlich gewesen und wieder verschüttet war, hat von jeher den Reiz des Seltsamen, des Unheimlichen, des Romantischen gehabt. Wir kennen die staunenden Berichte der Renaissance, wir haben Kunde von der Erregung, mit der ein dem Boden entsteigendes antikes Kunstwerk begrüßt wurde. Jene großen Funde, die heute die ganze Welt bewegen, wie etwa das Grab des Tutenchamon oder die Goldschätze, die vor kurzem in Mesopotamien in der alten Stadt Ur gefunden worden sind, entziehen sich auch jetzt noch jeder Berechnung des Wollens und der Methode; sie sind ein gütiges Geschenk, das uns ein glückliches Geschick zuteil werden läßt. Erst wenige Jahre sind es her, seit in der Bucht von Marathon Fischer in ihren Netzen einen schweren Gegenstand fanden und es sich, als sie das Netz mit Mühe herauszogen, zeigte, daß sie eins der größten Meisterwerke der klassischen Kunst aus dem Höhepunkt der Epoche des 4. Jahrhunderts gefunden hatten.

Dieser romantische Zauber, der die Ausgrabung umgibt, ist für die Wissenschaft, die sich dieser Methode bedient, oft ein Vorzug, mitunter aber auch ein Nachteil. Er verklärt die Arbeit, er erweckt die Anteilnahme weitester Kreise, aber er verschleiert auch, was das Wesen einer Ausgrabung als einer wissenschaftlichen Leistung ist. Wenn bedeutende Funde unerwartet dem Boden entsteigen, so sind das seltene Feiertagsstunden der archäologischen Forschung. Es können Monate und auch Jahre vergehen, in denen die Ausgrabung nur in ernster, gewissenhafter, entsagungsvoller und nüchterner Arbeit besteht.

Ich kann es nicht wagen, in der kurzen Frist, die mir zur Verfügung steht, etwa schildern zu wollen, wie sich von den Schatz- und Raubgrabungen vergangener Jahrhunderte aus dem historischen Interesse des 19. Jahrhunderts heraus die Ausgrabung zu einer wissenschaftlichen Methode entwickelt hat und möchte nur einige wenige Grundfragen in ihren Umrissen skizzieren. Ein Weg der Entwicklung führt vom zufälligen Fund zur systematischen Einsetzung der Forschung, oder wir können auch sagen, von der Passivität zur Aktivität. Auch heute noch ist die archäologische Forschung bis zu einem gewissen Grade passiv, d. h. sie muß sich Objekten und Problemen zuwenden, die zufällig auftauchen. Tag um Tag entsteigen auch heute unerwartet neue Monumente dem Boden. Erst in der letzten Zeit ist in Rom eine ganze Gruppe von Tempeln, von deren Dasein wir nichts ahnten, mitten im beweglichsten Leben der Metropole einer sie verhüllenden späteren Umbauung entstiegen. Bauten von Häusern und Straßen fördern Funde

zutage und stellen an den Staat die Pflicht, einzugreifen, um das Geborgene zu erhalten und seinen Zusammenhang zu klären. Um ein Beispiel zu nennen: In der Stadt Trier wurde beschlossen, im Zusammenhang mit großen Wohnbauten eine neue Straße anzulegen. Ehe dieser Plan ausgeführt wurde, untersuchten die Beamten des dortigen Provinzialmuseums, ob in diesem Gebiet Funde von archäologischer Bedeutung zu erwarten seien. Es gelang, aus alten Inventaren festzustellen, daß gerade an dieser Stelle wertvolle Altäre, Reliefs und Inschriften gefunden worden waren. So ergab sich die Pflicht, ehe dieses Gelände für immer jeder wissenschaftlichen Nutzbarmachung entzogen wurde, alle Möglichkeiten der Erkenntnis auszunutzen, und sie konnte dank der Hilfe der Notgemeinschaft erfüllt werden. Mehr als man hoffen und ahnen konnte, trat bei dieser Untersuchung an das Licht des Tages, nämlich ein ganzer heiliger Bezirk mit 20 bis 30 Tempeln und Kapellen, deren Kultbilder teilweise noch erhalten waren. Und nicht nur das. Wir konnten auch die Vorgeschichte dieses großen Heiligtums verfolgen, und an den umgestürzten Altären wurde in ergreifender Weise lebendig, wie dieses Heiligtum den Einfällen und der Zerstörung der Germanen zum Opfer gefallen war. Es ließ sich feststellen, wie schließlich das Christentum der ganzen heidnischen Kultstätte ein Ende bereitet hat. Solche Situationen pflichtgemäßen Eingreifens treten fast Tag für Tag an die Wissenschaft heran.

Ganz anders ist es, wenn die wissenschaftliche Forschung bis zu einem Moment führt, wo nur die Grabung das Problem klären und lösen kann. Dann tritt das aktive Einsetzen der Grabung als Mittel der Forschung ein, das jetzt die moderne Wissenschaft beherrscht. Auch hier möchte ich nur ein Beispiel nennen. In der Geschichte der Spätantike, jener Epoche, wo aus der Antike das Mittelalter sich zu entwickeln begann, strömen die verschiedensten Einflüsse zusammen und zu der Tradition der Antike treten die Anregungen des Orients. Während wir früher nur den näheren Orient und die Antike erforschen und das Verhältnis zwischen diesen beiden Mächten verfolgen konnten, lernen wir jetzt, daß vom Orient und vom Westen Europas Beziehungen nach Osten gehen, nach Indien, nach China und dem fernsten Ostasien. Die ganze wissenschaftliche Erforschung des alten und neueren Orients gewinnt dadurch ein neues Gesicht. Nur die Grabung kann erschließen, wie die Entwicklung sich in Mesopotamien und Persien vollzogen hat. An einer Stelle von besonderer historischer Bedeutung, der sassanidischen Hauptstadt Ktesiphon am Tigris, und in der parthischen

Burg von Sistan im östlichen Persien haben dank der Notgemeinschaft Ausgrabungen vorgenommen werden können, die diesen Problemen gelten. Eben jetzt beginnen dort, in Ktesiphon Stuckreliefs, in Sistan Wandgemälde, dem Boden zu entsteigen, die ein Licht auf die Entwicklung werfen, die wir in der Spätantike in Europa verfolgen können und die andererseits eine Wirkung nach Osten ausgeübt haben. So werden durch einige wenige Ausgrabungen Brücken zwischen Osten und Westen geschlagen.

Die primitive Grabung früherer Zeiten war eine überwiegend technische Leistung; heute ist die Grabung selbst nur ein Bruchteil einer großen wissenschaftlichen Organisation. Zu einer Ausgrabung gehört zunächst die Planung, die Idee, die entweder einer zufälligen Anregung oder dem Gang der Forschung ihre Entstehung verdankt. Es gehört ferner die Vorbereitung dazu, in der die erforderlichen Hilfskräfte gewählt und die notwendigen technischen Maßnahmen für das, was man zu finden hofft, getroffen werden. Nach dem Plane kann man auf Funde dieser und jener Art rechnen und muß auf weitere Möglichkeiten vorbereitet sein. Auf die eigentliche Grabung folgen dann die Aufgaben der Konservierung und der Veröffentlichung. Nur ein wissenschaftliches Unternehmen, bei dem diese fünf Stadien durchdacht und in ihrer Durchführung nach menschlichem Ermessen gesichert sind, hat heute ein Anrecht auf wissenschaftliche Geltung. Das klassische Musterbeispiel einer solchen Organisation hat das Deutsche Reich in der Ausgrabung von Olympia gegeben. Diese Tradition ist fortgesetzt worden bei den Grabungen in Griechenland, in Kleinasien und in den großen deutschen Forschungsunternehmungen in Mesopotamien. Daß eine Reihe von großen vor dem Kriege begonnenen Aufgaben bis in die letzten Stadien der Möglichkeit auch nach dem Kriege fortgesetzt werden konnten, verdanken wir der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft.

Eine Entwicklung, die der Renaissance fernlag und erst im Laufe des 19. Jahrhunderts erfolgt ist, hat von der Ausgrabung von Kunstwerken zu der Erforschung der Fülle aller überhaupt erhaltenen Objekte geführt. Ein großer Archäologe hat einmal die Archäologie definiert als die Wissenschaft von allen in greifbare Form hineingeschaffenen menschlichen Gedanken. Alles, was sichtbar und greifbar ist aus der Vergangenheit, bildet das Objekt der Archäologie, und nur solche Ausgrabungen erfüllen ihren Zweck, die alles, was erhalten ist, vom Meisterwerk der Plastik bis zur Spur eines Wagengeleises, von der großen Architektur bis zum einfachsten Kochtopf, berücksichtigen. Nur

so ist es möglich gewesen, daß die Ausgrabungen weit über den Kreis der Archäologie und Kunstgeschichte hinaus in den Dienst der allgemeinen Geschichte und der Kulturgeschichte gestellt worden sind. Wenn wir an die Vergangenheit unseres eigenen Vaterlandes denken, so hat die Epoche der Okkupation Germaniens durch die Römer, jene Zeit, deren Wirkung noch heute in den Städten des Rheins nachlebt, nur durch das Mittel der Ausgrabung erschlossen werden können.

Es ist seltsam, wie der Gedanke der Definition des Gegenstandes der Archäologie als der in greifbare Form hineingeschaffenen menschlichen Gedanken bei verschiedenen Völkern im Zusammenhang anderer geistiger Systeme eine verschiedene Wendung erfährt. Wenn in beispiellos großartiger Weise das fascistische Italien die Ausgrabung fördert, so tut es das nicht nur im Dienste reiner Erkenntnis, sondern auch, um in greifbarer Form die Größe der Macht und der Idee des Römertums und des römischen Imperiums zu zeigen, und wer in Italien reist und lebt, sieht mit Bewegung, wie gewaltig die Anschauung der Monumente anregend und anfeuernd auf das Volk wirkt. Anders und entgegengesetzt ist die Ideologie des gegenwärtigen Rußland. Auch dort wird die Archäologie in ihrem weitesten Umfange gefördert. Die frühere archäologische Kommission ist zu einer Akademie für Geschichte der materiellen Kultur ausgebaut worden. Die Archäologie ist in das geistige System des Marxismus dadurch eingefügt worden, daß sie als Wissenschaft von allen in materieller Form erhaltenen Resten der Geschichte bezeichnet wird. So sehen Sie, wie die Archäologie im Rahmen ganz verschiedener Systeme gepflegt wird.

Wenn von dem Kunstwerk der Weg zur Erforschung alles überhaupt Erhaltenen führt, so geht die neueste Entwicklung über das Objekt hinaus zur Erforschung dessen, was materiell nicht selbst erhalten, sondern aus Spuren und Spiegelungen erkennbar ist. Ein Archäologe, der zugleich ein ideenreicher Ausgräber war, hat das Wort geprägt: Nichts ist dauerhafter als ein Loch. — Er ging davon aus, daß, wo ein Gewebe einmal zerstört worden ist, es nie wieder zu dem ursprünglichen Zustand hergestellt werden kann, sondern daß die Spuren einer Zerreißung sich auch mit der größten Kunst nie wieder verlöschen lassen. So ist es auch bei den menschlichen Eingriffen in den Zusammenhang der gewachsenen Erde. Wo einmal der jungfräuliche Boden zerstört worden ist, läßt er sich vielleicht ganz vernichten und abtragen, aber wenn er erhalten bleibt, lassen sich die Spuren von dem, was in diesem Boden vorgegangen ist, nie wieder verwischen. Die Methode der Aus-

grabung, die den letzten leisesten Spuren von dem nachgeht, was einmal gewesen ist, hat zu den größten Triumphen der modernen archäologischen Forschung geführt. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel dafür ist die Ausgrabung im Römerlager bei Xanten. Dort hatte sich ein Lager zweier Legionen aus dem 1. Jahrhundert befunden mit den Palästen der Legaten und den Wohnhäusern der Tribunen. Von den Steinen und Holzbalken seiner Bauten, ja selbst von den Fundamenten ist so gut wie nichts erhalten, sondern nur noch die Färbung im Boden zeigt, wo einmal ein Fundament gestanden hat und wo die Basis einer Säule gewesen ist. Nur mit ganz scharfen Schnitten und feinster Beobachtung ist es gelungen, die Spuren jeder Säule und jeder Mauer festzustellen und dadurch den Grundriß eines mächtigen Palastes zu gewinnen. Da sich auch die Dicke der Säulen und der Mauern feststellen ließ, führte die Entdeckung des Grundrisses weiter zur Rekonstruktion des Aufbaues, und wir können einen solchen Palast nicht nur in seinem Grundriß, sondern auch in seiner Höhenentwicklung mit fast absoluter Genauigkeit im Bilde wiederherstellen. Dieser Palast, dessen Spuren in Xanten zutage getreten sind, stammt aus der Zeit Neros, die die Schicksalsstunde der römischen Architektur gewesen ist. Über die Vorstufen des Hellenismus hinaus entstanden in dieser Zeit die großen römischen Baugedanken, die in späteren Jahrhunderten und in den Zeiten der Renaissance und des Barocks fortgeführt worden sind. Während wir bisher die Entwicklung nur ahnen konnten, da in Rom alle Bauten dieser Epoche verloren gegangen sind, bedeutet der Legatenpalast von Xanten einen Markstein für die Entwicklung der ganzen römischen und, wie wir sagen dürfen, der europäischen Architektur.

Diese Entwicklung, die über das Objekt hinausführt zu den Spuren des Erhaltenen, geht noch weiter. Die moderne Ausgrabung sucht nicht nur das Gewesene festzustellen, sondern auch Werden und Vergehen; sie sucht die Geschichte eines Objekts, wie es entstand und wie es zerstört wurde, zu verfolgen. Die Beobachtung alles dessen, was sich über einem ganz oder in Spuren erhaltenen Gegenstande befindet, erfordert die sorgfältigste Methode. So können wir an dem Heiligtum der Hera in Samos feststellen, wie es von einer christlichen und byzantinischen Stadt überbaut wurde und wie auch diese schließlich wieder zugrunde ging. Dieser Weg vom Objekt zum Problem zeigt zugleich die Gegensätzlichkeit der Ausgrabung zum naturwissenschaftlichen Experiment. Jedes Experiment ist in der Regel wiederholbar. Dagegen ist das Objekt der Ausgrabung ein geschichtliches, das Mittel ein einmaliges,

und wie die Ausgrabung einem historischen Gegenstand gilt, so ist sie selbst ein historischer Akt: indem sie aufdeckt, muß sie zugleich zerstören. So ist eine Ausgrabung eine wissenschaftliche Beobachtung, die sich einer späteren Kontrolle entzieht, weil das Material teilweise zerstört werden muß. Die Einmaligkeit und Nichtwiederholbarkeit ergibt die ungeheure Verantwortlichkeit dieses Forschungsmittels. Eine Ausgrabung, in der nicht alles beobachtet wird, was moderner Technik und Wissenschaft überhaupt möglich ist, wäre ein Verbrechen, weil das Gewesene im Boden der Erde besser geborgen bleibt, als daß eine nicht vollkommene Leistung es seinem geschichtlichen Zusammenhange entreißt.

Mit dieser Methode der Ausgrabung sind zwei große Ideensphären erschlossen worden. Die eine ist das Gebiet der alten Mittelmeerkulturen in Griechenland, Rom und dem Orient. Es ist die humanistische Bedeutung, die die Völker in der Erforschung der gemeinsamen Grundlagen ihrer Kultur zusammenschließt. Das Bild, das wir von der Antike besitzen, ist ein ganz anderes und vollständigeres als das vor der Zeit der Ausgrabungen. Während, um nur ein Beispiel zu nennen, der Klassizismus nur die römischen Kopien griechischer Meisterwerke kannte, haben wir durch die Ausgrabungen der griechischen Originale und durch sie das Wesen der griechischen Kunst kennengelernt.

Alle Völker Europas schließen sich in dieser gemeinsamen Forschung zusammen. Es ist ein interessantes Symptom, daß jetzt zum erstenmal auch der Orient sich daran beteiligt. Eben ist die ägyptische Regierung im Begriffe, ein archäologisches Institut in Rom zu errichten. So beginnt der Orient, der bisher passiv war, selber sich an der Erforschung der gemeinsamen Grundlagen der modernen Kultur zu beteiligen. Diese Zusammenarbeit der Völker hat sich immer machtvoller entwickelt, unabhängig davon, ob wandelnde Stimmungen die Antike nur als einen historischen oder, wie die gegenwärtige Altertumswissenschaft wieder glaubt, als einen absoluten Wert betrachten.

Während hier die humanistische Idee die Völker zusammenschließt, führt auf der anderen Seite die nationale Entwicklung der Völker zu einer Steigerung der Anwendung der Ausgrabung. In den letzten Jahrzehnten hat in allen Ländern der Welt, nicht nur in Europa, eine intensive Tätigkeit zur Erforschung der eigenen Vorgeschichte eingesetzt. Auch diese Forschung kann die internationale Zusammenarbeit nicht entbehren, da die modernen politischen Grenzen andere als die der Vergangenheit sind. So können wir die Kultur der römischen

Epoche in Deutschland nicht verstehen, ohne die unlösbaren Beziehungen zu den Nachbarländern in den Kreis unserer Forschung einzubeziehen, so können wir die Kultur der germanischen Völker der Völkerwanderungszeit nicht begreifen, wenn wir nicht auch die Spuren der Ostgoten in Rußland und der Westgoten in Italien und Spanien in Zusammenarbeit mit der Wissenschaft jener Länder zu deuten in der Lage sind.

Wie hat sich das historische Weltbild durch diese Methode gewandelt? Es ist zunächst zeitlich ungeheuer erweitert worden. Wo wir früher etwa in der griechischen Vorgeschichte des 2. Jahrtausends zu den Anfängen menschlichen Geistes und künstlerischen Gestaltens vorzudringen glaubten, sehen wir jetzt, daß schon die Ergebnisse langer geschichtlicher Entwicklungen vorliegen. Jahrtausende sind der geschichtlichen Erkenntnis, die, wenn auch begrenzt, das Ziel der prähistorischen Forschung ist, gewonnen worden. Während die vorgeschichtlichen Perioden durch das Mittel der Ausgrabung überhaupt erst erschlossen werden, ist das Bild geschichtlicher Zeiten durch die Ausgrabung wesentlich bereichert worden. Wir können jetzt ganze Epochen des Mittelalters, wie das Vordringen des Christentums in Deutschland, die Kriege Karls des Großen mit den Sachsen, die Kämpfe, in denen die alten Heiligtümer der Slawen zerstört wurden, durch das Mittel der Ausgrabung anschaulich verfolgen. So darf man sagen, daß die Methode der Ausgrabung zu einer Methode der Geschichtswissenschaften überhaupt geworden ist.

Wie sich die zeitliche Ausdehnung verändert hat, so auch die räumliche. Früher war die europäische Geschichte, wie wir sie betrachteten, eine Geschichte der Kultur der Völker Europas und des Mittelmeergebietes. Heute sind durch die Ausgrabungen diese Kulturen in das Zentrum eines weit größeren Raumes gerückt, der nicht nur das Mittelmeergebiet, sondern ganz Nordafrika und Asien bis zum fernsten Osten umfaßt. Es ist ein riesiges Gebiet, das seit den ältesten Anfängen menschlicher Kultur in der paläolithischen Epoche bis zu unserer Zeit von unaufhörlichen Beziehungen erfüllt ist. Wir können sowohl um die Wende des 4. und 3. vorchristlichen Jahrtausends wie am Beginn unserer Zeitrechnung Beziehungen verfolgen, die von Westeuropa bis nach Ostjapan gehen, und gewinnen den Eindruck, daß hohe, in sich geschlossene klassische Kulturen sich spezialisieren und isolieren, während in Zeiten geschichtlicher Krisen und Übergänge Beziehungen weit über ihre Grenzen hinausgehen.

Die Entwicklung dieses Wissenschaftsgebietes war durch den Krieg unterbrochen, und Deutschland wäre von der Weiterarbeit ausgeschlossen worden, wenn die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft nicht eingegriffen hätte. Sie hat es ermöglicht, daß alte Unternehmungen durch die Veröffentlichung zu Ende geführt werden konnten, und hat verhindert, daß unwiederbringliche Gelegenheiten zu grundlegenden wissenschaftlichen Erkenntnissen unbenützt vorübergegangen sind. Sie hat ferner die Möglichkeit gegeben, uns die Arbeitsmethoden und Arbeitsfähigkeit zu erhalten, und schließlich dafür gesorgt, daß wir im Wettkampf der Nationen auch für die Zukunft Arbeitsgebiete uns erhalten haben. Gerade in diesen Jahren wird im Wetteifer der Völker die archäologische Welt verteilt, und wir hätten nicht nur für die Gegenwart, sondern für immer beiseitestehen müssen, wenn es nicht gelungen wäre, uns einzelne bedeutende Forschungsstätten zu sichern. Daß es erreichbar ist, verdanken wir außerdem der Gastfreundschaft der Nationen, die uns unsere alten Konzessionen, selbst, wo sie juristisch verfallen waren, aufrechterhalten haben. Darüber hinaus streben andere Nationen, insbesondere Rußland, die vor einer Fülle von Aufgaben stehen, nach deutscher Mitarbeit und bieten uns lohnende Gegenstände zur Erforschung an. Daß in Idee und Praxis die internationale Zusammenarbeit in dieser Wissenschaft besonders stark entwickelt ist, beruht zunächst auf der Gemeinsamkeit der Idee des Humanismus bei den Aufgaben im klassischen Süden, dann in der notwendigen Verbundenheit zur Erforschung der nationalen Kulturen. Sie ist unbelastet von jeder Beimischung wirtschaftlicher und politischer Momente, die anderen Wissenschaften innewohnt. Sie schließt endlich weite Kreise der Völker dadurch zusammen, daß sie die Gelehrten nicht nur durch ihre Theorien kennenlernen, sondern bei ihrer Arbeit beobachten können.

Möge es gelingen, der deutschen Wissenschaft dieses Mittel der Arbeit zu erhalten, damit es im Rahmen der historischen Methoden und Disziplinen dem Ziel alles historischen Forschens dienen kann: dem Selbstbewußtsein des Geistes der Kultur.

Die Bedeutung der Geisteswissenschaften in der deutschen Kulturpolitik

Von Heinrich Konen, Bonn

Als unser verehrter Präsident, Exzellenz Dr Schmidt-Ott in Weimar, die Aufforderung an mich ergehen ließ, bei bedeutsamer Gelegenheit über den Rang der Geisteswissenschaften im Leben der Nation zu sprechen, habe ich sogleich und überzeugt zugesagt. Amicissimi non minus literarum quam scientiae sumus. Die Gelegenheit, sich freudig zur Einheit aller Wissenschaft zu bekennen, schien so ehrenvoll und gut, daß ich gar nicht schwankte.

Als ich dann aber wieder zu Hause war, kam die Reue. Darf der Naturwissenschaftler wagen, dem Philosophen, dem Kulturhistoriker, dem Theologen zuvorzukommen? Müssen nicht wärmere Töne erklingen, wenn von dem Schönen, dem Sittlichen, wenn von Recht und Weltgericht die Rede ist, als sie dem schlichten Physiker zu Gebote stehen, der gewohnt ist, mit Maß und Zahl kritisch in der kühlen Atmosphäre seiner Wissenschaft die Vollkommenheit der Anpassung seiner Begriffe an die Natur nachzuprüfen?

Wenn ich trotz dieser nicht zu behebenden Bedenken es wage, mit meinem Thema am Schlusse dieser Tagung vor Sie zu treten, ohne die Hoffnung, mit einem begeisternden Ausblick auf neue Ufer neuer Wissenschaftstage unserer Hamburger Versammlung einen Schlußakkord geben zu können, so leitet mich der Gedanke, daß die schlichte Sachlichkeit der Arbeit der Notgemeinschaft mir das erlaubt; zugleich die Überzeugung, daß die Ausführungen, die ich zu machen habe, auch wenn sie nicht von einem zunächst dazu Berufenen vorgebracht werden, eben darum ein gewisses Gewicht bekommen; leitet mich endlich die Wahrnehmung, daß gerade nach dieser Seite die Arbeit der Notgemeinschaft nicht überall richtig verstanden worden ist.

In der Tat muß in einem Augenblicke, da Deutschlands wirtschaftliche Lage durch die Notwendigkeit großer Kriegsentschädigungen, durch Substanzverlust an Land, Menschen, Betriebskapital, durch Ab-

satzerschwerung und Arbeitslosigkeit die schwersten Krisen durchmacht und die Balanzierung unseres Reichsetats kaum gelingt, bei jeder Ausgabe die Frage aufgeworfen werden, ob sie nicht nur an sich nötig, sondern auch, ob sie dringlich ist. Ich weiß nicht, ob an anderen Stellen des Reichsetats überall so verfahren wird. Daß Präsidium und Hauptausschuß der Notgemeinschaft indessen nach diesem Grundsatz verfahren wollen und gehandelt haben, kann nicht bezweifelt werden.

Über die Würde und den Rang der Geisteswissenschaften in unserem Kreise in abstracto zu sprechen, scheint mir überflüssig. Mir ist noch niemand begegnet, außer kümmerlichen Banausen, der es gewagt hätte, Studien aus den Gebieten der Theologie, der Jurisprudenz, der Philosophie oder etwa des weiten Gebietes der Orientalia an sich als wertlos und überflüssig zu bezeichnen. Wohl aber wird oft, und sogar von Männern höchsten Gewichtes, sehr ernst die Frage aufgeworfen, ob es zweckmäßig, ja möglich sei, Mittel in erheblichem Umfange für Dinge aufzuwenden, die scheinbar einen gewissen Aufschub vertragen. Besser sei es, alle Kraft auf einen Punkt zu lenken, etwa die Dinge zu betreiben, die die Volksgesundheit, die naturwissenschaftliche Forschung und die Technik betreffen. Wesentliche Fortschritte in solcher Linie würden dem Wiederaufstieg des deutschen Volkes schneller und besser nutzen als alles andere. An dem wiedererstandenen Herde würden sich später die Musen von selbst wieder einfinden, wie die Geschichte der Blütezeiten von Literatur, Kunst, Theologie zeige.

Der Einwand ist ernst; er ist gewichtig und er ist geeignet, in weiten Kreisen unseres um seine Existenz ringenden Volkes Eindruck zu machen. Wir müssen uns mit diesem Einwand auseinandersetzen, wenn wir sicher unseren Weg gehen wollen. Lassen Sie mich das in der stenographischen Kürze tun, wie sie durch die vorgerückte Zeit und die Gelegenheit geboten ist. Ich vermeide dabei grundsätzlich Erörterungen philosophischer Art und lasse nach dem bewährten Verfahren der induktiven Wissenschaften nur die Tatsachen auf mich wirken.

Gibt es Grenzen, durch die man das Gebiet der sogenannten Geisteswissenschaften bezeichnen kann? Vielleicht könnte man auf die Einteilung unserer Universitäten und Akademien hinweisen. An den technischen Hochschulen finden wir indes in den sogenannten allgemeinen Abteilungen in friedlichem Verein Mathematik, Kunstgeschichte, Physik, Chemie, Philosophie, Botanik usw. Hier ist also keine Grenze gezogen. Auch an den Universitäten ist es nicht anders. Man möchte zu-

nächst wieder an die Gliederung der Fakultäten denken. Doch schon in den theologischen Fakultäten finden wir eminent praktische Fächer, z. B. sozialkaritative und soziologische, in den medizinischen Fakultäten dagegen z. B. theoretische Psychologie und rechtswissenschaftliche, in den rechtswissenschaftlichen Fakultäten ebenfalls zahlreiche Fächer, z. B. die Volkswirtschaftslehre, das Steuerrecht, die Statistik, deren eminent praktische Bedeutung nicht bestritten werden kann, während ihr geisteswissenschaftlicher Charakter nicht stärker hervortritt als etwa bei der theoretischen Astronomie. In den philosophischen Fakultäten ist erst recht keine Grenze zu ziehen. Selbst dort, wo eine Trennung in zwei Teile erfolgt ist, geht der Schnitt durch die Philosophen und spaltet den Geographen mitten durch. Diesseits und jenseits dieses Schnittes finden sich Fächer, deren geisteswissenschaftlicher Charakter durchaus kein ausschließlicher ist. Auf dem Gebiete der modernen Sprachen etwa finden wir die Kulturkunde der westeuropäischen Länder; bei den Orientalia die Pflege der Sprachen, deren Kenntnis allein dem deutschen Kaufmann oder Diplomaten seine Tätigkeit im Osten ermöglicht. Umgekehrt finden wir auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Abteilungen Fächer eminent geisteswissenschaftlichen Charakters. Selbst für die Physik, deren Rubrizierung im allgemeinen nicht bezweifelt wird, gilt dies. Wer etwa der letzten Tagung der deutschen Physiker in diesem Herbste, 1929, in Prag beigewohnt hat, stand unter dem starken Eindruck, daß das Hauptinteresse den philosophischen, den grundsätzlichen Fragen galt, und daß die Physik sich erhoben hatte in die Sphäre geisteswissenschaftlicher, weltferner Abstraktion. Aus diesem Grunde haben auch trotz aller technischen Schwierigkeiten, die daraus entstehen, eine Reihe philosophischer Fakultäten daran festgehalten, zusammenzubleiben.

Man könnte ferner etwa daran denken, die Einteilung der Wissenschaften nach dem Objekt zu suchen. Daß das nicht geht, lehrt ein Blick auf Wissenschaften wie Psychiatrie, Soziologie, Psychologie, Mathematik. Man hat endlich auch versucht, in der Methodik der Arbeit eine Grenze der beiden Gruppen zu finden, von denen in der Öffentlichkeit und bei freundschaftlichen Streitigkeiten in der akademischen Sphäre so oft die Rede ist. Ob das in philosophischem Sinne möglich ist, soll hier nicht erörtert werden. Sieht man genauer zu, so ist in der Regel jedoch gar keine Distinktion im Sinne wissenschaftlicher Definition gemeint. Vielmehr kehren Gedankengänge und mehr vielleicht noch Strömungen wieder, wie wir sie aus den Erörterungen über das hu-

manistische Gymnasium oder über Hochschulreform oder pädagogische Akademien gewöhnt sind.

Es fällt das Schlagwort Lebensnähe. Was ist Lebensnähe? Die Theologie ist lebensnah, wenn sie den Banat-Deutschen und Siebenbürgen-Deutschen den geistigen Halt gibt, dessen sie bedürfen, um in der Brandung slavischer, magyarischer und romanischer Völker ihr Volkstum zu bewahren. Die theologische Wissenschaft ist lebensnah den Teilen des deutschen Volkes, die in der geistigen Unterbauung des Glaubens ihrer Väter ein Element der sittlichen Erhaltung des deutschen Volkes sehen. Die Archäologie ist lebensnah, wenn sie uns über alle Hindernisse wirtschaftlicher und politischer Natur hinweg den Zugang zu den Königreichen Arabiens und des Irak und zur vertrauenbildenden Zusammenarbeit mit den Führern des britischen Weltreichs verhilft; wenn sie neue Einsichten verschafft in das Leben des Altertums, das in Sprache, Dichtung und Weltanschauung unseres Volkes lebendig fortwirkt. Der einsame Pionier in der Arktis, in den Ruinenresten Mittelasiens wirkt lebensnah, wenn er den gedemütigten deutschen Namen wieder hinausträgt in ferne Kontinente und in das Bewußtsein der Kulturvölker. Auch der deutsche Kaufmann, die Technik, die Absatz sucht, der Auswanderer braucht vorbereitende Pionierarbeit. Die deutsche Forschung leistet solche Pionierarbeit immer dann, wenn sie erfolgreich ist, ohne Rücksicht auf die Sparte. Im Gegenteil wird es sich häufig ereignen, daß Studien auf den Gebieten der Geschichte, Völkerkunde, Sprache, Archäologie besser geeignet sind, uns dem Geistesleben fremder Völker nahe zu führen, als sogenannte lebensnahe Wissenschaften, die eben wegen ihrer nahen Verknüpfung mit Wirtschaft und Politik leichter in Gefahr kommen, in die Konkurrenz nationaler Abgeschlossenheiten und wirtschaftlicher Gegensätze hineingezogen zu werden. Nicht aus Prestigegründen — die ich übrigens durchaus nicht unterschätze —, sondern zur Pflege des allein zur Zeit pflegefähigen inneren Zusammenhangs zwischen Auslandsdeutschtum und uns, zur Stütze unserer schicksalbestimmenden Auslandpolitik sind Orientalia, Archäologie, Forschungsreisen, Philosophie unentbehrlich und ebenso lebensnah wie Bakteriologie oder Maschinenbau. Lassen Sie mich an Alexander von Humboldt, an Barth, Nachtigal, lassen Sie mich an Troja, Mykene, Olympia, an die zoologische Station in Neapel erinnern, um zu zeigen, daß wir uns auf bewährten Pfaden befinden.

Wenn ich weiter etwa die Lebensnähe der Altertumswissenschaften

erweisen wollte, so müßte ich alle Argumente wiederholen, die wir seit Jahrzehnten kennen, und ebenso würde es sein mit der Philosophie.

Die Opposition richtet sich in der Regel auch nur gegen Spezialitäten, die dem Fernstehenden weltfremd und weltfern erscheinen und es gewiß manchmal auch sind. Allein da müssen wir um Toleranz bitten. Es ist eine laienhafte Auffassung, die Wissenschaft nach den blendenden Endresultaten oder nach eleganten Formulierungen zu beurteilen, die verglichen werden können mit einer Ausstellung auserlesener Qualitätsfrüchte in Goldpapier verpackt. Zur Produktion gehört Vorarbeit, die die notwendige Voraussetzung für jeden ernsten Erfolg ist, und vor deren Mühe und oft auch Trockenheit nur der nicht zurückschreckt, in dem das heilige Feuer der Liebe zur Wissenschaft glüht. Nur der Kenner weiß, wieviel öder Kampf mit Glas und Siegellack, mit der Tücke des Objekts mühevoll von dem Experimentalphysiker ausgefochten werden muß, ehe das Werk beginnen kann. Der Historiker muß sich durch staubige Codizes, durch Haufen von Einzelstudien hindurchwürgen, er muß Reihen von Einzelheiten von Archiv zu Archiv verfolgen, ehe das Bild der Vergangenheit aufsteigt, ehe er ein Verständnis der Gegenwart gewinnt, die durch jene bedingt ist. Spezialistischer Kram i st notwendig.

Lassen Sie mich auch an das Goethesche Wort erinnern, daß, wo die Könige bauen, die Kärrner zu tun haben. Sie *müssen* uns die letzteren zugestehen wie sie dem Baumeister die Werkleute zugestehen, wenn Sie das Resultat sehen wollen. Darum ist es ungerecht und sogar widersinnig, wenn spezialistische Titel, wenn von den Fachausschüssen gebilligte Forschungsarbeiten mit Befremden aufgenommen werden, oder sogar Widerspruch finden, weil sie als überflüssig *erscheinen*. Die *Lebensnähe* läßt sich unmöglich an solchen Dingen absehen.

Doch auch positiv läßt sich vieles sagen. Grundsätzliche philosophische, theologische und philosophische Untersuchungen sind auch darum unserem Volke lebensnah, weil sie ihm kongenial sind. Von der mittelalterlichen Kulturblüte über die Zeiten der Renaissance und der Reformation zum Klassizismus, zur Romantik, zum Ursprung des Sozialismus, immer wieder erscheint der Deutsche weltanschaulich interessiert, philosophisch abstrakt, er erscheint beinahe philologisch eingestellt und gerade in diesen Dingen erfolgreich. Wir würden auf eine der besten genialischen Noten deutscher Naturbegabung verzichten, wenn wir die Linie verlassen wollten, die von Albertus Magnus über Luther, Goethe, Hegel zur Gegenwart leitet. Die Deutschen werden abstrakt, sie werden

tief, sie werden krause Menschen, sie werden lebensfern sein, solange das alte Blut in ihren Adern kreist. Darum dürfen wir es wagen, Forschungen zu fördern, die lebensfern erscheinen, ohne es für uns zu sein.

Unter Lebensnähe wird oft noch etwas anderes verstanden. Die Gesinnungsfächer, die ethisch orientierten Studien, führen leicht dazu, den Verteidiger mühsam errungener Einsichten, erkämpfter Überzeugungen zu einer Persönlichkeit zu machen, die man mit dem maßvollen Beiwort „schwierig" nicht ungerecht bezeichnen darf. Solche Menschen pflegen auch in der Praxis des öffentlichen Lebens, die von Kompromissen und Verzichten lebt, schwierig zu sein. Harnack sagte einmal: Wenn man die Geschichte der Dogmenlehre aller Konfessionen betrachtet, so findet man immer wieder, daß man die Häresie verfolgt, daß man aber den Häretiker meint. So scheint es mir, daß man bei dem Vorwurf des Mangels an Lebensnähe in der Regel mehr die Gelehrten als ihre Wissenschaft meint. Auch da sollte die Öffentlichkeit nachsichtiger sein. Sehen wir es doch oft, daß Männer durchaus abstrakter geisteswissenschaftlicher Richtung sich als Minister und bedeutende Politiker sehr wohl zu betätigen und zu bewähren wissen. Das Recht des Individuums, ja selbst der originellen Persönlichkeit, muß aber auch dann im Rahmen des irgend Zulässigen geachtet werden, wenn der Mann unbequem ist und mit dem Eifer des Reformators oder des Republikaners aus der Paulskirche gegen Pläne auftritt, die von den Leitern des heutigen Staatswesens mit allen guten Gründen und allem guten Recht verfolgt werden. Gerade das wegen seiner weltanschaulichen und politischen Elemente so bedingte Gebiet der Gesinnungswissenschaften, das manchmal stachlige Kaktusse oder Dorngewächse trägt, bringt auch köstliche Früchte, die wohlschmeckender sind als das solide Roggenbrot der Mathematik, Physik und Chemie.

Die Mechanisierung und Technisierung unserer Kultur hat starken Einfluß gewonnen auf die Einstellung unserer Zeitgenossen, besonders der Jugend, nicht nur in der äußeren Lebensführung, sondern auch in bezug auf unsere soziale Struktur, auf die Ehe, Erziehung, auf die Art und Weise, wie unsere Volksgenossen sich zu den letzten Problemen der Menschheit einstellen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn oft von einer Gefahr für den Bestand der ererbten deutschen Kultur gesprochen wird. Nirgends lauter erschallt dieser Ruf als an den technischen Hochschulen selbst. Hier fordert man die Geisteswissenschaften als grundlegend, als Gegenpol, als Korrektiv zu dem exakt-technischen Betrieb; man

fordert den Ausbau der allgemeinen Abteilungen in geisteswissenschaftlicher Hinsicht. Nicht anders ist es auch auf dem Gebiete des Schulwesens, wo das humanistische Ideal des Gymnasiums zusehends an Geltung und Wertschätzung wiedergewinnt.

Es würde verhängnisvoll sein, wenn sich eine solche Orientierung in schönen Wendungen und Allgemeinheiten erschöpfen würde. Der Erfolg würde ausbleiben, und es würde sich zeigen, daß nur ernste geisteswissenschaftliche Betätigung ein Gegengewicht gegen die Schäden bilden kann, die durch zu einseitige Wendung zur Materie hervorgerufen werden.

Haber hat einmal sehr zutreffend gesagt: Die Wissenschaft kann nicht auf Inseln betrieben werden. Sie ist vielmehr eine Vielheit und doch eine Einheit wie die Glieder unseres Körpers.

Die gegenseitige Beeinflussung findet statt nicht nur durch die organischen Zusammenhänge und die Anpassung, sondern gleichsam auch auf dem Wege der inneren Sekretion. In der bekannten gelben Denkschrift des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung wird die Frage des Bildungsideals erörtert und der Schluß gezogen, daß das Anwachsen des Bildungsstoffes eine Verteilung des deutschen Bildungsgutes auf die verschiedenen Schulgattungen verlange, also gleichsam die Realisierung des persönlichen Bildungsideals durch eine Vielheit von Personen, die nach verschiedenen Kulturkreisen orientiert seien. Ich halte diesen Gedanken, so geistreich er ist, nicht für richtig; doch ist hier nicht der Ort, um sich über Bildungsfragen zu erhitzen. Wohl aber glaube ich, daß eine solche Differenzierung und Arbeitsteilung auf dem Gebiet der Wissenschaftspflege möglich, ja notwendig ist, und daß hier in der Tat die Summe aller Einzelinstitute und Einzelforschungen als eine gewisse Totalität aufgefaßt werden kann. Geschieht dies — und wenn ich nicht irre, ist es so in der bisherigen Wissenschaftspolitik der Notgemeinschaft geschehen —, so wird es ganz unmöglich sein, für irgendeinen Einzelfall einen Vorrang zu konstruieren oder gleichsam die Erfordernisse deutscher Wissenschaftspflege nach irgendeinem aprioristischen Gesichtspunkte zu schlüsseln. Vielmehr wird nichts anderes übrigbleiben, als die bisher bereits geübte, vielleicht ein wenig hausbackene Praxis anzuwenden, nämlich immer nur von Fall zu Fall und nach Maßgabe der jedesmal beizubringenden Argumente zu entscheiden. Wie diese Entscheidung ausfällt, wird dem aus dem Gewissen heraus erfolgenden Ermessen derjenigen Instanzen überlassen bleiben müssen, die aus dem Vertrauen der deutschen

Wissenschaft selbst hervorgegangen sind. Wir müssen hier soviel an Sachkunde, an Übersicht, an Einsicht in Zusammenhänge und Konsequenzen voraussetzen, wie sie nur selten für einen einzelnen Gelehrten zu erringen möglich ist, der das Gebiet der Wissenschaftspflege in der Regel unter den Gesichtswinkeln seines eigenen Forschungsgebietes sieht und nur unter besonders glücklichen Umständen die Gesamtwissenschaft soweit zu überblicken vermag, daß die einzelnen Gegenstände einigermaßen im richtigen Größenverhältnis zueinander erscheinen. Wie dem aber auch sein mag, wir sind einig darin, keinen Streit der Fakultäten oder der Fächer zuzulassen.

Für eine solche Auffassung wird sich nicht leicht eine günstigere Atmosphäre finden, als sie Hamburg mit seinen weltweiten Verbindungen bietet. Von Lessing bis zur Gegenwart ist hier die Literatur, sind die schönen Künste gepflegt worden, hat das Kunstgewerbe Gegenstand von Sammlung und Studien gebildet; Völkerkunde, Tropenmedizin, Orientalia, afrikanische Sprachen haben hier ebenso Pflegestätten gefunden, wie die Aufgaben der Seewarte, der magnetischen Untersuchung der Erde, der Astrophysik, wie zuletzt der gesamte Aufgabenkreis einer modernen Universität. Hier, wo man die Schwierigkeiten kennt, die der Wiederausbreitung des deutschen Einflusses entgegenstehen, hat die Meteorfahrt, haben die geographischen Expeditionen, haben Ausgrabungen und internationale Unternehmungen das Verständnis gefunden, auf das sie nicht nur als Forschungsaufgaben, sondern auch als Kulturleistungen Anspruch machen können. Wir hoffen, daß gerade von dieser Hamburger Tagung, in der der gute Wille der Notgemeinschaft klar hervorgetreten ist, in herzlichem Einvernehmen mit allen, die zum gleichen hohen Ziele streben, der Wissenschaftspolitik des deutschen Volkes nicht minder wie der Wissenschaft selbst zu dienen, ein neuer Aufschwung zu einmütiger Arbeit und zum Dienste an der Gesamtheit der deutschen Wissenschaft ausgehen wird.

